

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$ 00. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition:

Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:

Avenida Rio Branco 37, II Stock. Caixa do Correio 302

Nr. 2

São Paulo, 6 Juli 1912

IX. Jahrg.

Wocherschau.

Wieder ein Fall von Spionage! Dieses Mal handelt es sich aber nicht um einen russischen Offizier in Deutschland, sondern um einen deutschen Offizier in Rußland. In einer polnischen Ortschaft Alexandrow wurde der Leutnant Dahn von der Garnison Wolfenbüttel als der Spionage dringend verdächtig verhaftet und nach Warschau gebracht, wo er auf Festung kam. Von deutscher Seite wird erklärt, daß Leutnant Dahn nur zu dem Zwecke sich in Rußland aufgehalten habe, um sich in der russischen Sprache zu vervollkommen, die Russen sagen aber, daß das Sprachstudium nur ein Vorwand gewesen sei und daß Dahn mehr für rein militärische Dinge als für die wunderbaren Zischlaute der Sprache Puschkins sich interessiert habe. Trotz dieser Erklärung von russischer Seite scheint die deutsche Regierung nicht willens zu sein, den verhafteten Leutnant im Stiche zu lassen, denn es heißt, daß sie in Petersburg Schritte eingeleitet habe, um den jungen Herrn in Freiheit gesetzt zu sehen. — Während die öffentliche Meinung von dem Hauptmann Kostewitsch auf den Leutnant Dahn abgelenkt wurde, weil der „Fall“ des letzteren neueren Datums war, ist der Prozeß des ersteren rüstig vorangeschritten. Die mit der Untersuchung beauftragten Richter haben sich beeilt, die Sache zu Ende zu führen und die Protokolle über diese Affäre sollen bereits von Berlin nach Petersburg geleitet worden sein. Was sie enthalten, das weiß man noch nicht, aber soviel hört man doch, daß Kostewitsch nicht im Auftrage seines Ministeriums, sondern auf eigene Verantwortung gehandelt habe. — Der Schluß der ganzen Angelegenheit ist ja wohl schwer vorauszusagen, aber wir glauben doch, daß die Deutschen Kostewitsch und die Russen Dahn freilassen werden. Die beiden Herren werden dann eventuell in Eydkuhnen, der deutsch-russischen Grenzstation, zusammentreffen u. Brüderschaft trinken können. — Das politische Interesse drehte sich in dieser Berichtswoche noch immer um die Zwei-Kaiser-Zusammenkunft in finnische Gewässern. Jetzt weiß man, von wem die Idee, eine solche Begegnung herbeizuführen, ausging. Der russische Minister des Aeußern, Herr Sasanow, ist der Vater des Gedankens und er wird bei dem Zusammentreffen wohl auch die erste Rolle spielen. Von Deutschland wird gesagt, daß es mit den Plänen Sasanows ganz einverstanden sei, da die Ueingezeichneten aber diese Pläne nicht

kennen, so wissen sie auch nicht, zu was Deutschland sich verpflichten soll und worauf es hoffen darf. Als gewandter Diplomat hat Sasanow unseres Wissens nur einen Plan: das Eisen so lange zu schmieden, als es heiß ist, und für sein Land dort etwas zu suchen, wo etwas zu holen ist. Die offizielle Presse hat den Schleier des Geheimnisses nur insofern gelüftet als sie bekanntgegeben hat, daß bei der Kaiser-Begegnung nicht über einen einzelnen Fall oder einzelnen Punkt gesprochen werden soll, sondern darüber, welche Stellung Deutschland und Rußland in der internationalen Politik einzunehmen haben. Also handelt es sich um ein großes Programm und das ganze klingt so wie die Ankündigung eines richtigen Vertrages. Das wäre immerhin etwas, denn, wenn die russische Feindschaft bei dem Zustande, in welchem das Zarenreich sich gegenwärtig befindet, Deutschland auch nicht viel schaden kann, so kann die russische Freundschaft unserem Vaterlande doch viel nützen, vorausgesetzt natürlich, daß diese Freundschaft eine aufrichtige ist. — Gleich nach der Kaiserbegegnung wird Sasanow seine Koffer packen und nach England dampfen und nach einem kurzen Aufenthalt in London wird er in Paris vorsprechen. Diese Reise wird unbedingt einen politischen Charakter tragen u. mit der Kaiserbegegnung zusammenhängen, und so gewinnt man den Eindruck, als ob auch England und Frankreich mit den Sasanow'schen Plänen einverstanden wären. — Dieser Tage zirkulierte das Gerücht, daß Kaiserin Auguste Victoria nicht unbedenklich erkrankt sei, aber glücklicherweise stellte sich diese Meldung sehr bald als vollkommen erfunden heraus. Die Nachricht von der Erkrankung der Kaiserin stammte aus Paris, wo man bekanntlich über alles, was in Deutschland vorgeht, besser unterrichtet ist, als in Berlin, denn in Frankreich weiß man immer das, was keinem Deutschen bekannt ist. — Die Luftschiffahrt ist von einem schweren Unfall betroffen worden. Der Lenkballon „Schwaben“ hatte in der Nähe von Düsseldorf eine Fahrt unternommen und kehrte zur Halle zurück. Wegen starken Sturmes konnte das Schiff nicht in die Halle gebracht werden und man mußte es draußen verankern. Ein heftiger Stoß zerriß aber die Taue und der Ballon schnellte in die Höhe. In diesem Augenblick ereignete sich eine Explosion u. der Ballon stand sofort in hellen Flammen. Die „Schwaben“ verbrannte total. Bei den Löschversuchen wurden mehrere Personen von der Besatzung sowie einige Soldaten, die bei der Festbindung mithalfen, verletzt. Einige von ihnen mußten

nach dem Krankenhause gebracht werden, doch sind die Verletzungen nicht tödlich. Aus Anlaß dieses Unglücksfalles sind an den Grafen Zeppelin viele Beileidstelegramme gerichtet worden, darunter auch vom Reichskanzler, Herrn von Bethmann-Hollweg.

Die französische Kriegsmarine ist wieder von einem schweren Unglück betroffen worden. Bei Schießversuchen an Bord des Panzerkreuzers „Jules Michelet“ explodierten zwei Geschützpatronen; dabei wurden zwanzig Mann, darunter drei Offiziere, mehr oder minder schwer verletzt. Ein Matrose starb gleich nach der Katastrophe und fünf erlagen später an den erhaltenen Verletzungen. Dieses Unglück hat in Frankreich einen tiefen Eindruck gemacht. — Marokko macht Frankreich nach wie vor viel Sorgen. Die Nachrichten aus dem Sultanat lauten wohl verhältnismäßig günstig, aber man kann sich doch des Eindruckes nicht erwehren, daß dort auf afrikanischem Boden noch viel französisches Blut fließen muß, bis das Land pazifiziert ist. — Der Streik der Seeleute, der das französische Wirtschaftsleben schwer schädigt, zieht sich noch immer in die Länge. Sein Ende wird immer angekündigt, aber es bleibt doch nur bei der Ankündigung.

Aus Italien kommt eine gar sonderbare Kunde. Wie unsere Leser sich erinnern werden, besuchten unseren Staat und Südbrasilien einige Vertreter italienischer Arbeitergenossenschaften, deren Führer ein gewisser Dr. Gaetano Pieraccini war und die von unseren Behörden mit der ausgesuehtesten Höflichkeit empfangen wurden. Dieser Herr Pieraccini, der sozialistischer Abgeordneter ist, hat jetzt in Florenz vor seinen Wählern eine große Rede vom Stapel gelassen, in der er Brasilien im allgemeinen und S. Paulo im besonderen, nach allen Regeln der agitatorischen Redekunst heruntergemacht hat. Er verstieg sich zu der Behauptung, daß es auf den hiesigen Fazendas keine Arbeiter gebe, sondern nur Sklaven; das Verhältnis zwischen den Fazendeiros zu den Kolonisten sei eben nur als Sklavenhaltung und als Sklaverei zu bezeichnen. Einer solchen Aeußerung gegenüber wissen wir nicht, was wir sagen sollen. Wer Italien nur einigermaßen kennt, weiß schon, daß dort die Arbeiter ein sehr armseliges Leben führen und daß das Elend dort sehr groß ist, so daß die Uebersiedlung eines armen Italieners nach Brasilien nicht nur eine Aenderung, sondern eine Verbesserung seiner Lage bedeutet, und trotzdem wiederholen die italienischen Volksfreunde und Volksführer beständig die Angriffe auf Brasilien. Das ist krasse Undankbarkeit, die, wenn auch nicht auf alle Italiener, so doch auf die betreffenden Agitatoren ein schlechtes Licht wirft. Unsere Regierung bleibt aber immer die alte. Hat sie auch schon mit ungezählten italienischen Reisenden die schlechtesten Erfahrungen gemacht, so empfängt sie doch den nächsten wieder mit derselben Zuverlässigkeit.

Von der Zentralbahn.

Herrn Paulo de Frontin ist ein neuer Verteidiger erstanden, der sich noch schneidiger ins Zeug legt als der Allerweltsgelehrte Felisbello Freire von über „Tribuna“. Es ist dies der frischgebackene Bundesdeputierte Dr. Flores da Cunha, Vetter des Ministers des Innern, Riograndenser und Vertreter Cearás, das er vielleicht nur im Traume gesehen hat. Dieser Herr, dessen Konsequenz darin besteht, immer inkonsequent zu sein, hat in der kurzen Zeit, wo er die Volksvertretung zierte, schon alles Mögliche und jetzt sogar das Unmögliche verteidigt.

Zuerst verteidigte er die Olygarchie der Lemos von Pará, dann verteidigte er die Olygarchie der Accioly's von Ceará; für die Polizistenmörder von Bello Horizonte hatte er einige gute Worte übrig, darauf verteidigte er seinen Vetter Dr. Rivadavia, den niemand angeklagt hatte, und jetzt verteidigt er den Grafen und Doktor Paulo de Frontin. Dieser Herr sei für die beständigen Katastrophen und die Unregelmäßigkeiten auf der Zentralbahn nicht verantwortlich zu machen. Die Angriffe der Oppositionspresse auf die „überlegene Verwaltung“ des römischen Grafen sei gehässig, kleinlichen Motiven entsprungen, aber die Kritiker und Kritiker könnten versichert sein, daß ihre Gemeinheiten Herrn Frontin nicht erreichen.

Eines kann der eifrige Verteidiger Frontins, Hr. Flores da Cunha, nicht leugnen, und das ist die Verwahrlosung der Zentralbahn, der elende Zustand des rollenden und sonstigen Materials und die Unregelmäßigkeit des ganzen Betriebes. Was Herr Flores da Cunha aber nicht leugnen kann, das erklärt er, und da er sich für eine starke Individualität hält, so sind auch seine Erklärungen rein individueller Art. Die Verdienste Frontins um die Eisenbahn seien „außerordentlich“, das stehe für jeden gerechtdenkenden Menschen fest, aber er könne das Material nicht besser machen als es nun einmal sei; Frontin reklamiere beständig nach neuen Krediten zur Anschaffung eines neuen und guten Materials, die „kompetenten Gewalten“ aber schenkten diesen Reklamationen kein Gehör und außerdem befänden sich unter den Angestellten der Eisenbahn Individuen, die absolut zu gar nichts taugten.

Der Verteidiger hat hier nicht überlegt, daß seine Verteidigung eine schwere Anklage enthielt: indem er die Person entschuldigte, klagte er das System an, indem er Frontin einen außerordentlichen Verwalter nannte, beschuldigte er die „kompetenten Gewalten“, daß sie erstens trotz aller Reklamationen für kein Material sorgen, und daß sie zweitens diesen „außerordentlichen Verwalter“ mit Beamten arbeiten lassen, die eingeständenermaßen zu nichts taugen. Das ist also gehüpft wie gesprungen — Frontin hat von Flores da Cunha sein Lob weg, die „kompetenten Gewalten“, d. h. das Verkehrsministerium und der Bundespräsident haben dagegen ihren Tadel, und gerettet ist durch den mutigen Vorstoß des neuen Volksvertreters gar nichts, nicht einmal sein eigener Ruf als Parlamentarier; der wäre besser gewahrt worden, wenn er geschwiegen hätte.

Dr. Flores da Cunha hat sein Pulver umsonst verschossen und er könnte noch froh sein, wenn die Kugel nicht zurückfliegen würde, das wird aber ganz sicher geschehen, denn die Vertreter der von der Zentralbahn bedienten Staaten und die unabhängige Presse können seine Philippika nicht unbeantwortet lassen, und das gerade jetzt am allerwenigsten, wo die Verwaltung dieser Bahn wirklich etwas „Außerordentliches“ geleistet hat. Vor einigen Tagen wurde sowohl in Rio wie in São Paulo folgende Bekanntmachung veröffentlicht: „Auf Anordnung der Direktion mache ich bekannt, daß vom 24. bis 29. laufenden Monats auf der Estação Maritima keine Waren zur Beförderung angenommen werden. — Rio de Janeiro, 22. Juni 1912. José Ricardo de Albuquerque, interimistischer Sekretär.“ Was sagt Herr Flores da Cunha zu einer solchen Bekanntmachung, wie erklärt er sie und wie schätzt er den Mann ein, der sie veröffentlichten ließ? Natürlich nennt er den betreffenden Herrn einen „außerordentlichen Verwalter“, und etwas

Außerordentliches ist es auch auf alle Fälle, daß auf einer der wichtigsten Stationen des Landes fünf Tage lang keine Waren zur Beförderung angenommen werden, und das ohne Angabe des Grundes, weshalb diese Unterbrechung geschieht. Nach der Veröffentlichung der Bekanntmachung hat man den Grund erfahren, den sie selbst nicht angibt. Aber das hat in keiner Weise dazu beigetragen, die aufgeregten Kaufleute, die durch diese Maßregel auf das empfindlichste geschädigt wurden, zu befriedigen. Auf der Estação Maritima haben sich soviel Waren angehäuft, daß, um einigermaßen Luft zu machen, die Direktion zu dieser absurden Maßregel griff.

Am vorigen Sonnabend, also an dem Tage, an dem die sonderbare Bekanntmachung unterschrieben wurde, erschien Graf Paulo de Frontin in der Station Maritima und sah die großen Warenhaufen aufgestapelt, die der Abfertigung harren und schnell entschlossen verbot er die Annahme neuer Sendungen, damit die Lager zuerst geräumt werden können. Es wird aber nicht lange dauern und die Station wird wieder überfüllt sein und wieder wird Frontin zu der einmal angewendeten Maßregel greifen und wieder wird die Annahme von Waren suspendiert werden, und so wird es weiter gehen, bis eines schönen Tages doch jemandem die Geduld reißen und er den famosen Frontin an die Luft setzen wird, denn Rio de Janeiro ist doch schließlich kein Dorf, das fünf Tage lang von dem Verkehr mit dem Innern, mit São Paulo und Minas Geracs abgeschlossen bleiben kann, ohne daß die Stimmung gegen den Eisenbahndirektor den Siedepunkt erreicht.

Während andere Eisenbahnen große Dividenden verteilen, erhält die Zentralbahn Zuschüsse über Zuschüsse, Summen, die mehr als ausreichend sind, um das rollende und Schienenmaterial zu erneuern. Das Geld verschwindet aber wie Schnee in der Frühlingssonne. Die Beamtenlegionen, die gar nichts tun und gar nichts können, verzehren eine Million nach der anderen, und die Bahn mit der „außerordentlichen Verwaltung“ bleibt, was sie schon seit Jahren ist: ein Verkehrshindernis, eine kostspielige Luxuseinrichtung, die nur dazu da ist, um sagen zu können, daß Brasilien eine Eisenbahn besitzt. Wieviel Millionen sollen die „kompetenten Gewalten“ nach der Ansicht Flores da Cunhas wohl Frontin geben, damit er doch endlich anfängt, für das Material zu sorgen und damit die ganze Summe nicht von dem Personal, das jedenfalls ebenso groß ist wie die brasilianische Bundesarmee, allein aufgesogen wird? Einem anderen wäre es auch bei den vorhandenen Mitteln möglich gewesen, die Bahn im allerbesten Zustande zu erhalten. Frontin wird das aber nie gelingen, denn er ist zu „außerordentlich“, er ist ein Genie der Vergeudung und der verkehrten Maßregeln. Unter ihm wird die Bahn, und mögen die „kompetenten Gewalten“ tun, was sie wollen, immer mehr verlottern. Schließlich wird es soweit kommen, daß die Bahn nicht fünf Tage im Monat den Verkehr einstellt, sondern nur fünf Tage funktioniert.

Vom Tage.

Unser Nationalkongreß hat wieder eine Beschäftigung. Diesmal ist es eine Beschäftigung sehr ernster Natur, keine öde Politikasterei. Seit dem Monat Mai des vorigen Jahres liegt in der Kanzlei der Bundeskammer ein Projekt betreffend die Mobilisierung des Bundesheeres im Kriegsfall und im

Manöver. Vor nunmehr fast vierzehn Monaten, als das Projekt mit einer Botschaft des Bundespräsidenten der Deputiertenkammer zugesandt wurde, erregte es aus zwei Gründen kein besonderes Aufsehen. Erstens war die öffentliche Meinung mit den Erschießungen an Bord der „Satelite“, über die gerade im Kongreß gesprochen wurde, dermaßen beschäftigt, daß sie keine Zeit hatte, sich auch anderen Sachen zuzuwenden, und zweitens war die Botschaft des Landesherrn, die das Projekt begleitete, in solchen Ausdrücken gehalten, die auch ängstliche Gemüter nicht in Aufregung zu versetzen vermochten. Der Marschall sagte ohne viel Worte, daß er den Gesetzesentwurf den Volksvertretern zur genauen Prüfung vorlege und daß er von den Herren nur eine wohlüberlegte und patriotische Entscheidung erwarte. Jetzt wurde dieses Projekt auf die Tagesordnung der Kammer gesetzt und sie entfesselte einen Sturm der Entrüstung. Zuerst sprach der Minenser Deputierte Josino de Traujo stundenlang über die Gefährlichkeit des Entwurfes, während der Kommissionsberichterstatte Rodolpho Peixão ihn wieder verteidigte. Darauf ergriff der Riograndenser Deputierte Carlos Maximiliano, der Nachfolger HaBloehers, das Wort und sprach gegen das Gesetz. Diesem Volksvertreter folgte Mauricio de Laerda, der das Projekt wieder verteidigte, und nach ihm kam wiederum ein Riograndenser, Victor de Britto, der die Vorlage bekämpfte. Es wird der Eindruck erweckt, als ob sich die ganze Kammer oder wenigstens der Teil unserer Volksvertretung, welcher reden kann, an der Debatte beteiligen wird. Die Erregung, die nun schon in allen Reden zittert, läßt den Schluß zu, daß dieses kleine Projekt Anlaß zu wahren Redeschlachten in der Kammer und zu großen Polemiken in der Presse geben wird.

Um was handelt es sich denn und warum regen sich über dieses Projekt Leute auf, die sonst — wie Carlos Maximiliano z. B. — nicht aus der Ruhe zu bringen sind? Das Projekt ist verfassungswidrig und außerdem beweist es, daß Brasilien mit Haut und Haaren dem Militarismus ausgeliefert werden soll. Das Projekt befaßt sich, wie gesagt, mit der Mobilisierung der Truppen und spricht hauptsächlich von dem Verhältnis des Militärs zu der Bevölkerung in Gegenden, in welchen die Mobilmachung geschieht, und da erfahren wir zu unserer größten Ueberraschung, daß dem Militär über das Privateigentum der Bevölkerung sowie über die Arbeitskräfte Rechte eingeräumt werden, die zu den schwersten Mißbräuchen führen müssen. Das Gesetzesprojekt, das in 23 Artikel zerfällt, unterscheidet zwischen allgemeinen und lokalen, sowie zwischen regulären und gezwungenen Requisitionen. Allgemein sind die Requisitionen, wenn sie dazu dienen, die Militärdepots mit Vorräten zu versorgen. Lokal sind sie, wenn sie zur Versorgung eines einzigen Truppenkörpers vorgenommen werden. Regulär sind sie, wenn sie von den administrativen oder militärischen Autoritäten im Einverständnis mit den ersten Mitgliedern der Einwohner des betreffenden Ortes angeordnet werden, und gezwungen sind sie, wenn sie wider den Willen der Einwohner und unter Anwendung von Gewaltmitteln vorgenommen werden. Bis hierher sieht das Projekt noch ziemlich unschuldig aus, aber es wird direkt ungeheuer, wenn man die ganze Vorlage kennt. Sie beginnt: „Den Militärautoritäten ist das Recht zugestanden, Private zur Abtretung ihres Eigentums, zur Ueberlassung ihrer Güter zwecks deren Gebrauches sowie zur persönlichen Dienstleistung aufzufordern, und zwar in folgenden Fällen und unter folgenden Einschränkungen.“ Die „Fälle“ sind

Krieg oder Manöver, die „Einschränkungen“ scheinen aber nur in den folgenden Paragraphen ausgedrückt zu sein: „Im Prinzip soll man die Requirierung nur dann vornehmen, wenn es auf dem gewöhnlichen Wege nicht möglich ist, das zu beschaffen, was die Truppe bedarf.“ — Diese Einschränkung „im Prinzip“ ist gar keine, denn die Einschaltung „wenn es auf dem gewöhnlichen Wege nicht möglich ist“, läßt den Militärautoritäten eine so große Freiheit, daß sie immer und überall die „lokale Requirierung“ anordnen können. Nach dem Artikel 3 des Gesetzentwurfes kann die allgemeine Requirierung nur vom Kriegsminister angeordnet werden, aber sofort kommt die Ergänzung „ausgenommen dringende Fälle auf Kriegspätzen, wo die Kommandanten dieses Recht ausüben werden“. In betreff der „lokalen Requirierungen“ wird verfügt, daß sie von den Kommandanten des Heeres, der Divisionen, der Brigaden und der Detachements, die eine spezielle Mission haben, angeordnet werden können. Der Artikel 5 ist der weitgehendste von allen, denn er bestimmt: „Im Kriegsfall, aber auch nur dann, wenn die Notwendigkeit vorliegt, die Truppe zu versorgen, kann der Anführer eines Detachements, welchen Rang er auch besitzt, selbst der einfache Soldat, für die von ihm angeführten Mannschaften Lebensmittel für einen Tag und Futter für die Tiere ebenfalls für einen Tag requirieren, wovon er dem Chef seiner Truppen-Einheit sofort Mitteilung zu machen hat.“ Im Artikel 9 wird alles aufgezählt, was die Militärautoritäten oder im Kriegsfall die „einfachen Soldaten“ requirieren dürfen: Lebensmittel, Pferdefutter, Brennmaterial, Beleuchtung, Stroh fürs Lager, Transportmittel, Lagerplätze, Baumaterialien, Werkzeug, Maschinen zum Wegbau oder -Ausbesserung und „im allgemeinen alles, was zur Durchführung einer militärischen Arbeit notwendig ist“. Ferner sind dem Militär zur Verfügung zu stellen: Wegeskundige, Führer und Arbeiter, die notwendig sind, Kleidungsstücke, Arzneien, Betten mit Zubehör für die Kranken und Verwundeten, die in den Häusern der Einwohner verpflegt werden müssen, und schließlich alle Objekte, die zu einer militärischen Arbeit notwendig sind. (Dieser Satz ist wiederholt worden, wodurch wohl nur eingeschärft werden soll, daß dem Militär nichts verweigert werden darf.) Wenn sich jemand weigert, das Verlangte zu liefern, dann muß er eine Geldstrafe zahlen, die dem doppelten Werte des verlangten Gegenstandes entspricht, vorausgesetzt, daß das Verlangte nicht 500 Milreis übersteigt. Was in diesem letzten Falle zu geschehen hat, darüber sagt das Projekt nichts. Derjenige, der eine verlangte Arbeit verweigert, soll mit einer Geldstrafe von 5 bis 20 Milreis belegt werden. Es ist noch zu bemerken, daß, wenn der „regulären Requirierung“ der Gehorsam verweigert wird, sofort zur „gewaltsamen Requirierung“ geschritten werden darf.

Dieses ist in großen Zügen das Gesetz, das das Streitobjekt der Väter des Vaterlandes bildet. Es sieht auch für die Militärpersonen, die ihre Befugnisse übertreten, Strafen vor. Man braucht wohl nicht zu sagen, daß die betreffenden Bestimmungen keine Gültigkeit haben, denn sie dürften kaum besser beachtet werden, als die schon längst bestehenden Gesetze, die für Vergehen gegen die Disziplin und gegen die Sicherheit des Lebens der Bürger Strafen festsetzen.

Wir brauchen nur an die föderalistische Revolution zurückzudenken, um die Tragweite dieses Gesetzes, dessen Urheber General Dantas Barreto ist, zu begreifen. Damals hatte das Militär nicht das Recht, solche Requirierungen vorzunehmen, aber

das nützte gar nichts, und die Generale mußten, um ihre requirierungslustigen Detaehementsführer im Zaume zu halten, bekanntmachen, daß jede solche „Requirierung“ vonseiten der Bevölkerung mit Schüssen beantwortet werden könne. Die meisten Führer, darunter auch die Revolutionschefs Gumerindo und Apparicio Saraiva sowie Raphael Cabeda, ließen jeden Soldaten, der, ohne den schriftlichen Befehl des Generals oder Obersten vorzuweisen und ohne den von einem höheren Offizier ausgefertigten Empfangsschein zurückzulassen, etwas zu „requirieren“ wagte, köpfen. Gumerindo ging sogar so weit, daß er auf Grund einer Mitteilung, dieser oder jener Offizier hätte eine solche „Requirierung“ vorgenommen, sich auf die Suche begab und den Mann auf der Stelle niederschloß. Menna Barreto geriet in Raserei, wenn ihm ein Fall von „Requirierung“ gemeldet würde, und er setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um den betreffenden Mann an den ersten Baumast zu bringen. João Telles, Pires Ferreira, Moreira Cesar, Arthur Oscar und andere verboten jedem Untergebenen, auch nur das Geringste zu verlangen oder ohne ihrer ausdrücklichen Erlaubnis anzunehmen, und trotz alledem war die Requirierungswut nicht zu dämpfen, die Hinrichtungen waren von kurzer Wirkung, die Truppen plünderten doch wieder. Nun will man aber den Truppen das Recht geben, Requirierungen vorzunehmen, und der Bevölkerung werden Strafen angedroht, wenn sie sich das nicht gefallen läßt. Welche Folgen muß dieses Gesetz zeitigen!

Die Gleichgültigkeit, mit der dieses Projekt aufgenommen wurde, als es das „Diario Official“ voriges Jahr bekannt gab, erklärte sich, wie gesagt, erstens dadurch, daß man sich damals gerade mit dem Leutnant Mello befaßte, und zweitens dadurch, weil man diesen Entwurf schließlich doch nur für ein beschriebenes Stückchen Papier hielt. Jetzt ist es anders. Man weiß, daß der Bundespräsident die Diskussion in der Kammer als eine bloße Formalität betrachtet, man weiß, daß er, wenn er ein Projekt an das Parlament feitet, seine Annahme verlangt. Ferner weiß man auch, daß die Mehrheit des Kongresses sich aus solchen Leuten zusammensetzt, die jedem Wink von oben gehorchen, so daß das „Stückchen beschriebenes Papier“ Gesetz und mithin zu einer Gefahr zu werden verspricht. Der einzige Hoffnungsstrahl ist jetzt nur der, daß sich auch Anhänger der Regierung wie Carlos Maximiliano und Victor de Britto mit aller Entschiedenheit gegen das Projekt ausgesprochen haben. Diese beiden Riograndenser haben den Mut gefunden, gegen die Regierungsvorlage zu sprechen, und das darf vielleicht als ein Zeichen angesehen werden, daß eine Macht, die in Brasilien manchmal mehr bedeutet als der Bundespräsident samt seinen Ministern, mit dem Projekt nicht ganz einverstanden

Zur gefl. Beachtung.

In der nächsten Nummer beginnen wir mit der öffentl. Zahlungsaufforderung der rückständigen Abonnenten.



Notizen.

São Paulo.

Viaducto do Chá. In genauen Abständen immer taucht das Gerücht auf, daß der Viadukt do Chá die Selbstmörderbrücke, nicht mehr solid sei und einstürzen könne. Vor zwei Jahren wurde die Bevölkerung durch dieselbe Nachricht alarmiert. Der Viadukt sollte sich um zehn Zentimeter gesenkt haben. Dieses Gerücht machte mit einer unheimlichen Schnelligkeit die Runde und nach einem halben Tage hatte sich der Viadukt nicht nur um zehn Zentimeter, sondern um einen halben Meter gesenkt und mancher stand schon an der Ecke Rua Formosa—São João und wartete auf den Zusammenbruch des großen Werkes. Am nächsten Tage erschien eine genaue Erklärung, daß der Brücke absolut keine Gefahr drohe und das Publikum beruhigte sich wieder. Jetzt nach zwei Jahren beginnt man wieder davon zu sprechen und eine landessprachliche Zeitung geht sogar so weit, zu fordern, daß der Verkehr über die Brücke sofort gesperrt werde. Was ist aber geschehen? Gar nichts. Die Alarmnachricht kann sich auf keine einigermaßen haltbaren Beweise stützen. Tatsache ist nur, daß ein Regierungsingenieur dieser Tage den Viadukt genau untersucht hat und zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß die Konstruktion der Brücke dem riesigen Verkehr nicht mehr genüge. Er hat das der Regierung mitgeteilt und diese ist entschlossen, den Bau des Viaduktes von Santa Ephigenia zu beschleunigen. Sobald dieser fertig ist, wird man den Viadukt do Chá sperren und ausbessern. Eine Gefahr liegt nicht vor, aber die Regierung will nicht solange warten, bis sich die Gefahr anzeigt, sie will so schnell als möglich den Viadukt in Stand setzen, damit er dem großen Verkehr genüge. Die Behauptung von der nahen Gefahr ist nichts anderes als Sensation. Die Nachricht, daß die große Brücke, von der schon hunderte von Lebensmüden hinabsprangen, zusammenstürzen könne, gibt Stoff zu vielen Gesprächen und mancher hat das Gruseln gern. Wenn man, im Café sitzend, sich ausmalt, wie schrecklich es werden kann, wenn der Viadukt mit den zahlreichen Automobilen und den Straßenbahnwagen, die jeden Augenblick die Brücke passieren, in die Tiefe stürzt, dann macht das großen Effekt.

Stadtverschönerung. Dieser Tage hörte man, daß die Munizipalkammer dem Präfekten die Erlaubnis erteilt habe, zwecks Erweiterung der Rua do Commercio und der Rua Quitanda große Enteisungen vorzunehmen. Manchem Steuerzahler haben sich die Haare gestäubt, als er hörte, daß unter anderen Gebäuden auch die englische Bank enteignet werden sollte und das eigentlich zwecklos, denn weder die eine noch die andere Straße ist so eng, daß sie neuerdings erweitert werden müßte. Wir sahen die Sitzungsberichte der Munizipalkammer genau durch und fanden nichts dergleichen. Eine derartige Erlaubnis war nach den Protokollen der letzten Tage dem Präfekten nicht erteilt worden und deshalb glaubten wir das Gerücht nicht. Jetzt ist die Sache nun aufgeklärt worden. An der Ecke der beiden genannten Straßen wird für ein großes Gebäude das Fundament gelegt und in der Rua do Commercio sollen in den nächsten Wochen einige Häuser abgerissen werden. Da nun beide Straßen krumm sind, so hat das Bauamt den Bauherren die Weisung erteilt, nicht mehr nach der alten, sondern nach einer neuen Linie zu bauen, so daß die

Straßen etwas gerader werden. Die wenigen Quadratmeter Boden, die dabei frei bleiben, werden natürlich von der Präfektur bezahlt. Daraus haben nun ein paar übereifrige Reporter den großen sensationellen Enteignungsplan gemacht.

Lateinisches. Die „lateinische Seele“ ist wieder Schlagwort in Brasilien. Der französische Schriftsteller Paul Adam hat sie wieder zu Ehren gebracht, wie Ferrero sie vor etlichen Jahren zu Ehren brachte, und das Gelungene dabei ist, daß diese beide Herren, die für die lateinische Seele die größte Propaganda gemacht und dem lateinischen Geist die lautesten Lobeslieder gesungen hatten, nicht zu dieser von ihnen verhimmelten lateinischen Rasse gehören, sondern zu einer viel älteren, die zur Zeit des alten Rom in Asien ihren Wohnsitz hatte. Ferrero ging so weit, die Poesie für die lateinische Rasse allein in Anspruch zu nehmen, indem er erklärte, daß die Germanen keine schöpferischen Genies, sondern nur nachbildende Talente besessen hätten, und Adam geht sogar noch weiter, indem er selbst die Wissenschaft für ein ausschließliches Privileg der lateinischen Rasse erklärt und den Germanen nur das Verdienst läßt, durch ihre kriegerische Tüchtigkeit im Mittelalter Europa vor der Gefahr der Islamisierung bewahrt zu haben. Es hat gar keinen Zweck, sich mit den Theorien des Herrn Paul Adam zu befassen, denn es fällt uns nicht ein, seine Sätze auch nur einigermaßen ernst zu nehmen, aber wir möchten nur fragen, ob es denn in Brasilien opportun ist, solche Reden anzuhören und — zu bezahlen. Die Geschmäcke sind freilich verschieden, was dem einen nicht gefällt, das gefällt dem anderen und schließlich ist auch die Abwechslung gut. Nachdem man monatelang im „Casino“ und im „Polytheana“ die Equilibranten und Clowns bewundert hat, die anscheinend das Gesetz der Schwere außer Kraft setzen, dann kann man auch einige Male bei einem solchen Equilibranten verweilen, der mit den Gesetzen der Logik und der geschichtlichen Wahrheit ebenso verfährt wie der Clown mit dem Gravitationsgesetz. Die Sache ist aber die, daß diesem Herrn große offizielle Ehren erwiesen werden, was eine nicht gerechtfertigte Ausnahme bedeutet. Wenn man einen Equilibranten mit offiziellen Ehren empfängt, dann sollte man sie alle mit solchen Ehren empfangen. Daß Herr Paul Adam über Brasilien ein Buch schreiben wird, das ist kein Grund, ihn so ausnahmsweise gut zu behandeln, denn — das können wir voraussagen — sein Buch über Brasilien wird nicht besser sein als sein Vortrag über die „Lateinische Wissenschaft und die Mythe des Ikarus“; das Buch wird ebenso viele Uebertreibungen und Entstellungen enthalten, wie der Vortrag, und wir können sagen, daß wir diese großen Freunde Brasiliens doch schon zur Genüge kennen, um zu wissen, daß ein solches von einem Wanderredner herausgegebenes Buch nicht einmal des Ladenpreises wert ist, geschweige denn des offiziellen Champagners und der freien Fahrten. Was hat Brasilien von den Berühmtheiten schon profitiert, die hier gewesen sind und Wunderdinge der Propaganda versprochen haben, wie Ferrero, Ferri, Anatole France, Eduardo Pautano, Clemenceau und Jaurès? Sie haben alle sehr gute Tantiemen eingesteckt, sich über die gute Reise gefreut und vielleicht im Grunde ihres Herzens über die naiven Brasilianer gelacht, die sie so aufnahmen, als wären sie höhere Wesen, die man mit außerordentlichen Ehren überhäufen muß. Wir wollen nicht behaupten, daß Herr Paul Adam ebenso wie die anderen Brasilien anstatt der versprochenen Propaganda etwas anderes geben wird, aber nach seinem Vortrage in São Paulo halten wir ihn

nicht für imstande, bei der Schilderung Brasiliens das Problem gründlich zu erfassen. Wer so für die lateinische Seele schwärmt, der kann nicht beurteilen, welche Rolle hier anderen Völkern und Stämmen zufällt und schon zugefallen ist, und wer mit den geschichtlichen Tatsachen so verfährt wie er, dem trauen wir nicht zu, daß er eine wirtschaftliche Frage richtig und unparteiisch behandelt. Der Enthusiasmus muß immer wieder mit ihm durchgehen und er muß, ob er nun will oder nicht, auf den lateinischen Geist zurückkommen, der nach seiner Ansicht die ganze Welt und ihre Geschichte treibt. Herr Paul Adam hätte, bevor er seinen Vortrag über die „lateinische Wissenschaft und die Mythe des Ikarus“ hielt, die Werke Sylvio Roméros durchlesen sollen, die besten, die wir über das brasilianische Geistesleben besitzen, und er hätte erfahren, daß in Brasilien doch nicht alles für die lateinische Seele schwärmt, daß nicht nur der lateinische Kultur ein Einfluß auf die brasilianische eingeräumt wird. In zahlreichen Werken hat der genannte brasilianische Gelehrte, den man absolut keinen Schwärmer fürs Deutschtum nennen kann, nachgewiesen, daß auch die germanische Kultur hier einen großen Einfluß ausgeübt hat, der ein bleibender werden muß. Wie wird Herr Paul Adam sich mit dieser Erscheinung abfinden? Er wird sie einfach leugnen oder übersehen und dadurch wird in seinem Werke schon eine Lücke entstehen. Ferner wird er die Behauptung aufstellen, daß die Brasilianer lauter Lateiner seien und dadurch wird er wieder die Existenz der Amerikaner in Abrede stellen, die in Brasilien doch vielleicht noch zahlreicher vertreten sind als die Angehörigen der lateinischen Rasse. Mit der Begeisterung für eine Kultur kommt ein Schriftsteller eben nicht aus; er darf nicht für eine Rasse schwärmen, sondern für die Wahrheit, und als Wahrheitsfreund hat Herr Paul Adam sich in seinem Vortrag nicht gezeigt. Er kann demnach Brasilien nichts nützen, und wenn er auch wollte. Wir wissen aber gar nicht, ob er das will.

Syndikate. Vor einigen Tagen meldeten wir, daß in Santos eine Gesellschaft ihre Zahlungen einstellen mußte. Diese Gesellschaft, die dem Platz den ungeheuren Schaden von mehreren tausend Contos de Reis zugefügt hat, war für unser gegenwärtiges Wirtschaftsleben typisch. Sie hat spekuliert und dabei hat sie sich verrechnet. Sie hat einen Stock von dreihunderttausend Sack Kaffee aufgespeichert und nachdem die Banken ihr nicht mehr die nötigen Kredite zu weiteren Spekulationen gaben, hat sie ihre Tür zumachen müssen und die anderen haben das Nachsehen. Die Opfer der Gründungs- und Spekulationswut sind wieder um einige vermehrt worden, aber man wird daraus doch noch immer nicht die Lehre ziehen, daß die Spekulation nicht der sicherste Weg ist. Man will immer viel verdienen und dabei läßt man die Vorsicht aus dem Auge. Kommt es zum Krach, dann ist aber nicht nur der Spekulant der, der einen Schaden erleidet, sondern auch alle die, die auf seine Geschicklichkeit vertraut haben. — Eine landessprachliche Zeitung fügte zu der Besprechung des Falles die bemerkenswerten Worte hinzu, daß früher die Regierung für ein solches Unternehmen eingesprungen wäre und seine Bilanz wieder in Ordnung gebracht hätte. Jetzt sei es aber nicht mehr möglich, denn die gegenwärtige Regierung weise solche Gesuche von der Hand und befasse sich nicht mehr mit den Geschäften von Privaten, die nur dem einzelnen zugute kommen, der Allgemeinheit aber nur Lasten auferlegen. Es wäre sehr erfreulich, wenn es so bliebe. Die Regierung ist keine Bank, die Geschäften Vorschüsse geben kann.

denn dazu ist das Steuergeld nicht da und der Einzelne geht der Regierung, und mag er auch ein persönlicher Freund einiger Regierungsleute sein, nichts an. Hier hat die Regierung die strikteste Neutralität zu wahren, denn jeder Schritt abseits kann ihr Verpflichtungen auferlegen, die von vornherein gar nicht zu berechnen sind. — Ein anderes Syndikat, das dieser Tage von dem Schauplatz verschwand, war die Kapitalistengruppe, die in Grundstücken spekulierte und die Preise der Bauplätze ungeheuer in die Höhe trieb. Auch dieses Syndikat mußte, wie gesagt, seine Tätigkeit einstellen und es gibt wohl wenig Leute, die ihm eine Träne nachweinen, denn seine Wirksamkeit trug nur dazu bei, die Mieten und damit das Leben zu verteuern. — Solche Spekulationen sind der Allgemeinheit direkt schädlich und man muß sich sogar freuen, daß sie hier keinen guten Boden fanden, sodaß sie anstatt den Beteiligten große Summen einzubringen fehlschlugen.

Großstadt und Sittlichkeit. Als vor einigen Jahren São Paulo das alte Gewand von sich streifte und sich hochmodern auszustaffieren begann, da freute man sich darüber und war nicht wenig auf den einsetzenden großstädtischen Zug stolz. Jetzt wird es manchem aber angst und bange und er fragt: Was soll aus unserer Jugend werden, die schon auf den ersten Schritten, die sie ins Leben tut, einer Unsittlichkeit begegnet, von der wir in denselben Jahren auch nicht eine blasse Ahnung hatten. Mancher ruft erschrocken nach dem Kadi und mancher predigt in seiner Herzensbedrängnis die Rückkehr zur Religion, aber alles hilft nichts: São Paulo modernisiert sich, es wird Großstadt und dieses Wort hat nun einmal unter anderem auch die Bedeutung „Lasterpluhl“. Die Zahl der Lebendamen nimmt zu, man weiß nicht wie. Sie kommen aus allen Ländern, allen Nationen und präsentieren sich hier, alle Welt Sprachen sprechend, überall, in jedem Theater, in jedem Restaurant, in jedem Bar und auf jeder Straße, in allen Größen, in jedem Alter und in allen Preislagen. Die ruhige, noch an die patriarchalischen Sitten festhaltende Bevölkerung wird aufgeregt und diese Aufregung teilt sich auch der Presse mit. Eine Zeitung hat schon einen regelrechten Fehdefeldzug eröffnet und stellt große Enthüllungen in Aussicht. Das alles nützt nichts. Mit Polizeivorschriften ist gegen das Laster nichts auszurichten und mit Moralpredigten auch nicht, denn das Laster ist eine soziale Erscheinung, die nur durch eine Umgestaltung der Verhältnisse beseitigt werden kann, und zwar nur durch eine so radikale Umgestaltung, die hier weder erreichbar noch denkbar ist. Das Laster ist eine Folgeerscheinung des Reichtums, und da wir den Reichtum behalten wollen, so müssen wir auch das Laster mit in Kauf nehmen, das den Reichtum immer begleitet hat und auch immer begleiten wird. Deshalb halten wir eine jede Kampagne gegen die Prostitution für aussichtslos. Das einzige, was man von der Polizei verlangen kann und verlangen soll, ist, daß sie die schamlose Zudringlichkeit verhindert, mit der man noch manchmal belästigt wird, und daß sie den Mädchenhandel unterdrückt. Das letzte geschieht bereits, denn die Polizei der Bundeshauptstadt und São Paulos arbeitet jetzt Hand in Hand mit der heiligen Hermandad von Buenos Aires, und diesem Zuhältergesindel wird das Leben nun sehr sauer gemacht, wie es sich auch gehört. Außerordentliche Verbote würden hier ebenso erfolglos bleiben, wie sie überall erfolglos geblieben sind, wo die erste Ursache des Lasters, der Reichtum, vorhanden war. An die Religion zu appellieren, hat auch gar keinen Zweck, denn die Religion kann nicht auf

Bestellung geliefert werden. Wer sie hat, der hat sie eben, und wer sie nicht hat, dem kann sie nicht eingetrichtert werden. — Die Paulistaner Bevölkerung muß sich eben damit abfinden, daß São Paulo nicht mehr eine Kleinstadt ist. Sie selbst hat die Großstadt gewollt, diese ist nun da und muß so genommen werden, wie sie ist.

Die deutsche Schauspielgesellschaft der Herren Blum und Lesing wird, wie uns die Direktion mitteilt, anfangs September hier eintreffen und ein Gastspiel absolvieren. Es ist leider fraglich, ob die Gesellschaft ein Theater bekommen wird. Sollte dieses nicht möglich sein, dann würde sie auf der Bühne der Gesellschaft Germania auftreten, aber kommen wird sie auf jeden Fall. Das Auftreten auf einer Vereinsbühne hat wohl seine Schwierigkeiten, und man wird alles daran setzen, um ein Theater zu bekommen, aber im äußersten Falle geht es auch mit der Germania-Bühne, die bei weitem nicht die kleinste ist. Im Süden besucht die Gesellschaft bekanntlich auch kleinere Ortschaften, und die Bühne des „Orpheus“ in São Leopoldo oder die des Sängerbundes in Hamburger-Berg ist keineswegs größer oder irgendwie besser eingerichtet als die unseres größten deutschen Vereinslokales. — Die Rezensionen der chilenischen und riograndenser Blätter, die wir aufmerksam verfolgt haben, stimmen alle darin überein, daß die Gesellschaft sich aus sehr tüchtigen Kräften zusammensetzt, so daß wir alles Interesse daran haben, sie hier zu sehen, mag sie nun im Theater São José auftreten oder in der Gesellschaft Germania. Der Spielplan dieser Saison ist ein anderer als der ersten zwei Jahre. Die klassischen Stücke sind freilich dieselben, aber da man diese nie zu oft sieht, so ist das absolut nicht als ein Fehler anzusehen. Von den modernen Dichtern sind Ibsen, Sudermann und Halbe vertreten mit der selbstverständlichen Beigabe von Lustspieldichtern, unter welchen wir unsere guten Bekannten vom vorigen Jahre wieder treffen, aber diesmal durch andere Stücke vertreten. Von unseren bekannten Künstlern und Künstlerinnen kommen außer den beiden Direktoren Frau Anny Rischka und die Herren Emil Verana, Richard Eichberg und Karl Halden mit. Die anderen sind alle für uns neue Kräfte. — Jetzt tritt die Gesellschaft noch in Porto Alegre auf, wo sie am längsten zu verweilen pflegt, weil sie von dort aus die deutschen Koloniestädte besuchen kann. Von Porto Alegre begibt sich die Gesellschaft nach Pelotas und Rio Grande und dann nach dem La Plata. Auf der Rückreise wird sie in Florianopolis, in Joinville und in Curitiba spielen, um sich über Santos und São Paulo nach Rio zu begeben, von wo aus die Rückfahrt nach Deutschland angetreten werden soll. Blumenau kann sie aus dem bekannten Grunde nicht besuchen, weil sich diese Stadt von den Folgen der Wasserkatastrophe noch nicht erholt hat, was beiderseits wohl schwer empfunden wird, denn die Künstler haben sich gern in Blumenau aufgehalten, wo sie von den Bewohnern sehr freundlich aufgenommen wurden.

Sittenpolizei. In der nächsten Woche wird der zweite Kommissar unserer Staatshauptstadt, Hr. Dr. Theophilo Nobrega, sich nach Buenos Aires begeben, um dort die Sittenpolizei zu studieren. Nach seiner Rückkehr wird er dem Staatssekretär der lichen Bericht vorlegen, und jedenfalls wird dann unsere Sittenpolizei eine durchgreifende Reform erfahren. Unserer Ansicht nach ist die Sittenpolizei der argentinischen Staatshauptstadt absolut nicht mustergültig und man kann von ihr herzlich wenig lernen, was hier mit Erfolg verwertet werden könn-

te. Buenos Aires besitzt nur eine ausgezeichnete Geheimpolizei, die sich in Dinge mischt, die sie nichts angehen. Die Sittenpolizei ist aber dort, wie schon der in voller Blüte stehende Mädchenhandel beweist, weit davon entfernt, ein Vorbild zu sein.

Die Entsendung des Herrn Dr. Theophilo Nobrega zeigt uns, daß hier die Kampagne gegen das Laster im vollen Gange ist. Die Polizei erweist damit einigen Familienvätern einen großen Gefallen, die sich beschwerdeführend an sie gewandt haben und die von der Polizeiaktion eine Besserung unserer sittlichen Zustände erwarten. Eine gewisse Besserung ist zwar zu erreichen, aber wir glauben nicht, daß diese Besserung den Herren genügen wird, denn sie glauben, die Polizei könnte das Laster radikal beseitigen, was doch nicht in ihrer Macht steht. Dieselben Herren Familienväter haben auch eine Zeitung gewonnen, die jetzt täglich gegen die Unsittlichkeit wettet und die Prostitution dadurch bekämpft, daß sie die Bilder von Bordellen und ihren Insassinnen veröffentlicht, so daß man wirklich geneigt ist, diese Kampagne eine Reklame zu nennen.

Den Zuhältern wird jetzt das Leben sehr sauer gemacht. Dieser Tage wurde in Rio zehn solchen Subjekten die Landung verweigert, und sie dampften nach Santos weiter. Ein Geheimpolizist begleitete sie und dieser verhinderte auch die Landung in unserer Hafenstadt, so daß sie mit ihren zwanzig Begleiterinnen nach Buenos Aires weiterreisen mußten. Die Polizei von Buenos Aires wurde ebenfalls verständigt, und so werden diese Sklavenhändler auch dort nicht landen können, sondern ihre Rückfahrt nach Europa antreten müssen. Wenn die Polizei der europäischen Länder sich nun dazu verstehen würde, mit der südamerikanischen Hand in Hand zu arbeiten, dann wäre es sehr leicht, diese zehn Männer unschädlich zu machen, aber die Europäer halten das nicht für nötig, und so werden nach Ablauf von wenigen Monaten dieselben Zuhälter unter anderen Namen wieder in Südamerika auftauchen.

Light and Power. In Kanada hat sich mit 120 Millionen Dollar Kapital die „Brazilian Traction Light and Power“ gebildet. Die „Rio de Janeiro Tramway and Power“ und die „São Paulo Tramway Light and Power“ sowie die „São Paulo Electric Company“ werden jetzt aufhören und ihre Aktien werden gegen die der neuen Gesellschaft ausgetauscht werden.

Brasilianisches Pfund. Brasilien will nun Goldgeld einführen — das ist das neueste! Das neue Geld soll den englischen Pfundstücken nachgebildet werden und auch wie dieses „Libra“-Pfund heißen. Das Pfund wird 15 Milreis wert sein; außerdem sollen auch noch Goldmünzen von 10 und 5 Milreis eingeführt werden. Die Silbermünzen von 2 und 1 Milreis werden in Zirkulation bleiben, die Stücke zu 500 Reis wird man aber einziehen und an ihrer Stelle Goldmünzen von 600 Reis ausgeben. Die Prägung wird in der brasilianischen Münze zu Rio stattfinden. Die Einführung der Goldmünze ist aber jedenfalls leichter geplant als gesehehen, und es dürfte noch mancher Tag vergehen, bis wir „klirrende Münze“ an Stelle der Papierfetzen in der Tasche tragen. Schön wären die kleinen runden Dinger, aber — sie würden doch gar zu leicht davonrollen.

Verfälschte Milch. Vor einiger Zeit setzte in Rio de Janeiro eine Kampagne zugunsten einer strengen Kontrolle der Milch und Milchwaren ein. Diese Kampagne war von Erfolg begleitet, denn die Fiskalisation ist angeordnet worden und die

Einwohner der Bundeshauptstadt werden nimmehr in der Lage sein, die so teuer bezahlte Milch untersuchen zu lassen und die Fälscher der Justiz zu übergeben. Die Bewegung zugunsten der Milchuntersuchung ging von den Aerzten aus und war durch die erschreckende Zunahme der Sterbefälle an Verdauungsstörung verursacht. Hier in São Paulo ist es in keiner Weise besser. So sind von den 182 Personen, die in der vorigen Woche starben, nicht weniger als 52 der Verdauungsstörung erlegen sind, und es steht wohl außer Frage, daß die schlechte Milch sehr viel zu der Erhöhung der Sterblichkeitsziffer beigetragen hat. Von den 182 Verstorbenen waren 88 Kinder unter zwei Jahren. Unter diesen 88 werden die meisten Opfer in der Verdauungsstörung zu suchen sein. Man braucht nicht besonders erfinderisch zu sein, um sagen zu können, daß die Hauptschuld an der schlechten Milch liegt. Es sind uns Fälle bekannt geworden, daß nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene nach dem Milchen plötzliche erkrankten und sich bei ihnen deutliche Vergiftungserscheinungen einstellten. Es ist höchste Zeit, hier dasselbe zu tun, was man in Rio de Janeiro getan hat. Man muß hier für eine strenge Lebensmittelkontrolle sorgen, wenn man die Sterblichkeitsziffer vermindern will.

Eine große Unterschlagung ist zwischen Rio und Porto Alegre verübt worden. Der Lloyd-Dampfer „Orion“ brachte an die Delegacia Fiscal in der letztgenannten Stadt eine Kiste, die nicht weniger als achthundert Contos enthielt. In Rio Grande wurde diese wertvolle Kiste auf den Dampfer „Oyapoc“ gebracht, der nach Porto Alegre weiterging, während der „Orion“ seine Fahrt nach Montevideo fortsetzte. In Porto Alegre wurde die Kiste sofort dem Schatzmeister der Delegacia ausgeliefert und der merkte, daß sie etwas zu leicht war. Er rief seinen Chef, den Delêgado Fiscal, und verschiedene Beamte heran, öffnete die noch vorschriftsmäßig verschlossene Kiste und fand zwei Kissen und einige fluminenser Zeitungen vor. Daß die Anwesenden nicht gerade geistreiche Gesichter dabei machten, ist wohl selbstverständlich. Auf der Reise kann die Kiste nicht geöffnet worden sein, denn in diesem Falle wäre sie in Porto Alegre nicht mehr richtig verschlossen angekommen. Also muß der Dieb oder die Diebe in Rio zu suchen sein, die schon vor der Versiegelung ihre Operation durchführten. — Achthundert Contos sind wieder flöten: die kommen nicht mehr wieder und der Dieb jedenfalls auch nicht.

Industrie. In Araras, Staat São Paulo, hat sich unter dem Namen „Companhia Araras Industrial“ eine große Gesellschaft gebildet, die verschiedene industrielle Etablissements gründen wird.

Neue Dampferlinien nach Südamerika. In Frankreich hat sich ein Schiffahrtsunternehmen unter dem Titel Compagnie de Navigation Sud Atlantique gebildet, das im Oktober den Dienst zwischen Frankreich, Brasilien und Argentinien mit acht von anderen Reedereien gekauften Dampfern aufnehmen wird. Zwei 12.000 Tonnen-Dampfer sind für die Gesellschaft im Bau. — In wenigen Wochen wird auch die russische freiwillige Flotte Fahrten zwischen Odessa und Südamerika unternehmen. Die Dampfer werden sowohl Rio wie Santos anlaufen. — Endlich wird sich eine italienische Gesellschaft an der Dampferfahrt Europa und der südamerikanischen Westküste beteiligen. Die Regierungen von Italien und Chile haben vereinbart, das Unternehmen zu subventionieren, das sich im besonderen zur Aufgabe stellt, die Salpeterausfuhr von Chile nach den Mittelmeerhäfen zu fördern.

Raubmord. Im Munizip Jaboticabal, Bezirk Corrego Rico, drangen Räuber in das Geschäftshaus eines Herrn Pedro Bernardes und töteten seine Frau, Ernesta Bernardes. Der Mann selbst war abwesend. Nach Hause gekommen, fand er seine Frau mit durchschnittenem Hals in einer Blutlache auf dem Boden liegen, und die aufgebrochene Kasse sagte ihm, daß die Ursache des gräßlichen Mordes der Raub war. Herr Bernardes hatte vor kurzem ein Landstück für sieben Contos verkauft, und nach diesem Gelde hatten die Räuber gesucht und es auch gefunden. Der Umstand, daß nur wenige Leute von dem Vorhandensein dieser Summe etwas wußten, dürfte dazu beitragen, die Polizei bald auf die richtige Fährte zu bringen. — Raubmorde gehören hier zu den Seltenheiten; wenn ein solches Verbrechen aber ungesühnt bleibt, dann wirkt das ermunternd auf die arbeitsscheuen Individuen ein, und das sollte die Polizei mit allen Mitteln zu verhindern suchen.

Selbstmord. Am Montag nachmittag verübte die 17-jährige Plätterin Estephania de Moraes Mattos in ihrer Wohnung, Rua Tamandaré 166, Selbstmord, indem sie hundert Gramm Lysol verschluckte. Das sehr schöne Mädchen hatte sich in einen jungen Mann verliebt, welcher sie aber, nachdem er ihr alles mögliche versprochen, verlassen hatte. Aus Verzweiflung über seine Untreue nahm sie sich das Leben. Ihre ältere Schwester, bei der sie wohnte, war noch hinzugekommen, als sie das Glas leerte. Sie entriß es ihr, aber leider war es schon zu spät, denn Estephania hatte eine zu große Menge des Giftes verschluckt, und unter gräßlichen Schmerzen starb sie bald darauf. Der junge Mann aber, der sie durch seinen Wortbruch in den Tod trieb, wird sich weiter amüsieren, weiter lügen und betrügen, denn unsere Gesetze lassen ein solches Verbrechen unbestraft, und die Gesellschaft, die „gefallene Mädchen“ verachtet, verachtet nicht die Flegel, die sie zu Falle gebracht. Das ist ein sehr trauriges Kapitel.

Ein sonderbares Gesetzesprojekt, das sich gegen die Verfassung und gegen den gesunden Menschenverstand verstößt, hat der Präfekt von Guaratinguetá vom Stapel gelassen. Das Projekt lautet: „Es ist verboten, durch Gehalt- und Stellenversprechungen oder auf irgendeine andere Art Arbeiter, die im hiesigen Munizip in der Landwirtschaft arbeiten, einzeln oder in Familien, anzuwerben, um sie nach einer anderen Ortschaft zu bringen. Ein jedes Individuum, das, sei es nun für eigene Rechnung oder als Agent resp. Vertreter eines anderen in diesem Munizip so etwas tun wird, wird mit einer Geldstrafe von 50\$000 und acht Tagen Gefängnis bestraft werden. Bei Rückfälligkeit wird die Strafe verdoppelt.“ Man weiß noch nicht, ob die Munizipalkammer dieses famose Gesetzesprojekt, das seinem Urheber wahrhaftig keine Ehre macht, annehmen wird. Der Herr Präfekt von Guaratinguetá scheint es vergessen zu haben, daß Brasilien den 13. Mai 1888 gehabt hat und daß seit jenem Tage die Sklaverei hierzulande nicht mehr existiert. Es herrscht hier wie in jedem anderen Lande auch das Recht der Freizügigkeit und der Selbstbestimmung. Jeder Arbeitgeber kann seine Arbeiter dort herholen, wo es ihm gefällt — auch aus dem Munizip Guaratinguetá, und wenn er, um dort Arbeiter anwerben zu können, den Leuten ein besseres Gehalt bietet als sie bei ihren bisherigen Arbeitgebern verdienen, dann kann ihnen das weder der Präfekt noch sonst jemand auf der weiten Welt verbieten, wie auch den Arbeitern niemand verbieten kann, daß sie durch Aenderung des Wohnsitzes ihr Los materiell verbessern. Das Gesetzes-

projekt verdankt seinen Ursprung dem Umstand, daß in der letzten Zeit viele Landarbeiter Guaratinguetá verlassen haben, um in den Nachbarmunizipien mehr zu verdienen. Das will der Präfekt verhindern und deshalb greift er zu einem Mittel, das vielleicht wohl wirksam sein könnte, das aber nicht angewendet werden darf, weil es sich gegen die Fundamentalgesetze des Landes verstößt. Der Präfekt sollte bedenken, was São Paulo wohl sagen würde, wenn die europäischen Länder die Agenten unserer Propaganda, die doch nichts anderes tun, als die Leute zur Auswanderung verleiten, mit Gefängnis bestrafen würden, und was aus den zahlreichen hier jetzt situierten Herren geworden wäre, wenn sie die Städte oder Dörfer, wo sie früher Arbeiter waren, nicht hätten verlassen dürfen.

Straßenbettelei. Die Polizei will jetzt mit aller Energie gegen die Straßenbettler vorgehen, denn meistens sind das Individuen, die nicht vor der Not getrieben, sondern aus Trägheit betteln. Der Anstoß zu dem Vorgehen der Polizei dürfte ein Fall gegeben haben, der sich vor einigen Tagen in der Rua Cantareira ereignete. Ein Kind lachte über einen humpelnden Bettler und das brachte diesen so in Wut, daß er das Hinken vergaß, das Kind einholte und sowohl dieses wie auch seine zur Hilfe herbeieilende Mutter mit seinen Krüken mißhandelte, um dann bei der Annäherung anderer Leute Reissaus zu nehmen. Dieser Bettler hatte wie es sich bei der Untersuchung herausstellte, die ansehnliche Summe von ca. 15 Contos de Reis erbettelt. Gegen solche Leute, die doch nur als Betrüger anzusprechen sind, soll und muß die Polizei vorgehen und nicht nur die, sondern auch gegen jene, die wirklich gebrechlich sind, aber sich doch weigern, in ein Asyl zu gehen.

Eisenbahnen. Die Eisenbahngesellschaft Douro hat im vorigen Jahre, wie aus dem jetzt vorliegenden Jahresbericht hervorgeht, 1.065.066\$000 eingenommen. Nach Abzug der Auslagen bleibt der Gesellschaft eine Reineinnahme von 609:727\$ übrig.

Die Konkurrenz Ostindiens auf dem Kautschukmarkte wird immer bedrohlicher für die brasilianische Produktion. Die sogenannten Malayen-Staaten haben in den letzten zwei Jahren ihre Ausfuhr verdreifacht, wie aus folgender Zusammenstellung hervorgeht:

Ausfuhr in	1911	1912	
Januar	768,743	1,829,170	2,73,578 englische Pfund
Februar	728,458	1,490,849	2,815, 69 „ „
März	899,388	1,916,219	3,08,583 „ „
April	1,123,097	1,235,917	2,285,390 „ „

Zusammen 3,519,691 5,972,153 10,821,316 englische Pfund

Das „India Rubber Journal“ gibt zu diesen Ziffern, die zu ernstem Nachdenken herausfordern, folgende Kommentare: „Nach einer Veröffentlichung des Imperial College of Science in London hat Brasilien in der ersten Phase seiner Produktion dreißig Jahre gebraucht, das Ergebnis von 31 auf 1800 Tonnen zu bringen. Der indische Archipel, welcher erst im Jahre 1906 und zwar mit 500 Tonnen auf dem Weltmarkte erschien, produzierte im verfloßenen Jahre bereits 14000 Tonnen. Von 1827 bis 1887 — in einem Zeitraume von sechzig Jahren stieg die brasilianische Ausfuhr nur um 13300 Tonnen. Im laufenden Jahre wird der indische Archipel voraussichtlich 22000 bis 25000 Tonnen auf den Markt bringen, notabene reinen Kautschuk, der auf dem Wege vom Ausfuhrhafen bis in die Fabrik, wo er verarbeitet wird, höchstens einen Verlust von 1 Prozent gibt. Die Kautschukproduktion Afrikas bezifferte sich 1911 auf 22000 Tonnen, es

ist dabei aber in Betracht zu ziehen, daß der afrikanische Kautschuk sehr schlecht aufgearbeitet ist und einen Verlust von 20 bis 40 Prozent gibt. Afrika war im letzten Jahre an der Weltproduktion mit rund 25 Prozent beteiligt, während der Anteil Indiens sich auf 10 bis 15 Prozent belief. In Kürze wird Indien Afrika überflügelt haben. Wann wird Indien das tropische Amerika bezw. Brasilien einholen? Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Indien in zwei Jahren mehr Kautschuk zu liefern vermögen, als Brasilien in Zeiten seiner größten Produktionskraft geliefert hat. Der Durchschnitt der brasilianischen Jahresproduktion kann mit 40000 Tonnen angesetzt werden, es sind davon aber 10 bis 20 Prozent als Verlust abzuziehen. Schon im nächsten Jahre oder spätestens 1914 wird die indische Produktion 35000 Tonnen ergeben. Im Jahre 1906, anläßlich der Ceylon Kautschuk-Ausstellung, stellte der Schreiber dieser Zeilen eine Berechnung auf Basis des damals mit Gummibäumen auf Ceylon bestandenen Areals — 250000 Acres — auf, wonach in sechs Jahren in Ostindien eine jährliche Produktion von 25000 Tonnen zu erwarten stand (1½ lbs. pro Baum). Nach einem weiteren Jahr gibt dasselbe Areal natürlich einen größeren Ertrag. Die in 1907 und 1908 angelegten Pflanzungen geben im nächsten Jahre auch schon ein erstmaliges Resultat, so daß ein Produktionsertrag von 35000 Tonnen im Jahre 1913 nicht zu hoch gegriffen zu sein scheint. Eine Vorausberechnung der Produktion ist im übrigen auf Grund der bereits erzielten Resultate leicht. Auf Ceylon und im Osten Javas haben die Plantagen eine Tonne pro 10 Acres ergeben, während auf den Malayeninseln und auf Sumatra das Ergebnis das doppelte war. Das auf Ceylon und den Malayen bepflanzte Areal hat sich in folgender Progression vermehrt:

	Ceylon	Malayen	
1897	650	350	Acres
1902	4,500	7,500	„
1905	40,000	38,000	„
1906	100,000	99,200	„
1907	150,000	179,27	„
1908	170,000	241,134	„
1909	174,000	292,035	„
1911	200,000	409,000	„

Hinzuzurechnen sind die Pflanzungen auf Sumatra, Java, Südindien und Birma mit 80,000 16,000 und 42,000 Acres, ferner die Pflanzungen vor Borneo, die der deutschen Kolonien usw. Das Gesamtareal der Gumpiplantagen, die bereits Ertrag liefern oder demnächst zu liefern beginnen, dürfte mit 800,000 Acres nicht zu hoch eingeschätzt sein. Aus den angeführten Zahlen ergibt sich mit mathematischer Sicherheit, daß die Kautschukkrise in Brasilien sich mehr und mehr verschärfen wird und das goldene Zeitalter für unsere Kautschukstaaten für immer vorüber ist.

Bundeshauptstadt.

Besuche. Dieses Jahr ist besonders reich an Besuchen. Paul Adam und Ruben Dario haben wir schon hier gehabt und jetzt kommt Jean Carrère, der seinerzeit vielgenannte Korrespondent des Pariser „Temps“, der am Anfang des italienisch-türkischen Krieges für sich so ausgezeichnete Reklame zu machen verstand. Er wird hier und dann in São Paulo eine Reihe von Vorträgen halten. Wenn Herr Carrère in Frankreich selbst schon Vorträge gehalten hätte, dann würden wir das wohl auch erfahren haben, aber bisher hat nichts darüber verlautet. Be-



vor er also seinen eigenen Landsleuten seine Erlebnisse erzählt, will er uns etwas Tripolis-Sand in die Augen streuen, denn die brasilianischen Milreis scheinen ihm lieber zu sein als die Franken. Das ist ja sehr lebenswürdig von dem Herrn, aber wir würden es doch lieber sehen, wenn er seine Konferenzen nicht jetzt, sondern im Jahre 1922 halten würde. Bis dahin wären die Italiener ein paar Kilometer tiefer ins Land gedrungen und er könnte seine Vorträge reichhaltiger gestalten. Unsere Mitbürger würden ihrerseits wieder erlernt haben, daß ein fremder Journalist und Reklametrommler kein Wundertier ist und so bliebe ihnen jedenfalls erspart, daß sie durch die Verhimmelung eines kosmopolitischen Reporters sich lächerlich machen.

Die Straßburger Kaiserworte haben in Brasilien einen unangenehmen Widerhall gefunden. Solange nur die telegraphischen Notizen über die Drohung und über die sich anschließende Reichstagsdebatte bekannt waren, enthielt sich die luso-brasilische Presse im großen und ganzen der Kommentare. Seit aber die letzte Europapost Zeitungen, Korrespondenzen brachte, werden Spalten und Spalten mit Berichten und Kommentaren gefüllt. Wir haben keinen einzigen gefunden, der dem Kaiser, dem Reichskanzler, Deutschland überhaupt günstig wäre. Auch diejenigen Blätter, die auf Bemerkungen verzichten und sich auf Berichte beschränken, stellen diese Berichte so zusammen, daß die Mißbilligung deutlich erkennbar wird. Durch die eifrige Arbeit unserer Freunde in London und Paris genießt Deutschland ohnehin den Ruf eines ultrareaktionären Landes — obwohl dort die Polizei niemanden ohne Urteil in Strafanstalten schickt, und obwohl dort dem Direktor der Reichsdruckerei nicht einmal im Traume der Gedanke käme, den „Vorwärts“ oder das „Berliner Tageblatt“ durch seine Untergebenen demolieren zu lassen. Haben wir Auslandsdeutschen es dann fertig gebracht, daß man uns als Elemente der Ordnung und als geistig frei anerkennt und die schlechte Meinung etwas korrigiert, dann platzt wieder eine so unverantwortliche Aeußerung dazwischen, und man beginnt von neuem, uns als rückständige „Untertanen“ eines Autokraten über die Achsel anzusehen. Das ist uns weder ideell noch materiell sonderlich förderlich! Wir persönlich sind auch keine Bewunderer dieser reichsländischen Verfassung, die nur unter dem fünften Kanzler denkbar war, aber wir können uns doch der Ueberzeugung nicht verschließen, daß der Kaiser nicht nur verfassungswidrig, sondern auch unklug gesprochen hat. Niemand ist ihm für die seit den denkwürdigen Novembertagen geübte Zurückhaltung dankbarer gewesen, als die Auslandsdeutschen, niemand wünscht daher auch eifriger, daß er diese für den Präsidenten des ewigen Bundes der deutschen Fürsten und Freien Städte unvorteilhafte Uebung wieder aufnehme. Das Deutschland über See, der „deutsche Gedanke in der Welt“ wird durch solche Zurückhaltung ebenso gefördert, wie der Reichsgedanke innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle.

João Candido. Endlich hat wieder einmal eine Sitzung des Kriegsgerichts stattgefunden, das gegen João Candido, den „Admiral“ der Marinevolte vom November 1910, wegen seiner angeblichen Beteiligung an der Meuterei des Seebataillons verhandeln soll. Es wurden Zeugenaussagen der damaligen Kommandanten der Dreadnoughts „Minas Geraes“ und „S. Paulo“ verlesen sowie einiger anderer Offiziere. Die Zeugen sagten aus, daß die Matrosen sich nach der Revolte unterwürfig gezeigt und allen Befehlen gehorcht hätten. Als aber die Meuterei des Seebataillons ausbrach, sei eine große Unruhe an Bord eingetreten, da sich das Gerücht verbreitete, ein Jä-

gerbataillon solle alle Matrosen gefangennehmen und abschlaechten. Die Matrosen begannen sich wieder aufsässig zu benehmen, weshalb die Offiziere es für geraten fanden, von Bord zu gehen. Was Candido anbetrifft, so sagen die Offiziere, daß er sich nicht nur gehorsam zeigte, sondern sogar anzeigte, daß einer der Kameraden vorgeschlagen habe, wieder zu meutern, welchem Vorschlag er sich widersetzte. Daß João Candido den „Minas Geraes“ wieder in Fahrt setzte, habe seinen Grund darin, daß ein paar Kugeln von der Cobraininsel sehr nahe bei dem Schiff einschlugen, weshalb er es für geraten hielt, einen anderen Ankerplatz aufzusuchen. Wenn man diese Aussagen betrachtet, die übrigens die Offiziere nicht gerade in heroischem Lichte erscheinen lassen, muß man sich sagen, daß João Candido wahrscheinlich gar nicht der rückfällige Meuterer ist, für den er seit anderthalb Jahren ausgegeben wird. Es erscheint viel eher glaubhaft, daß man nur einen Vorwand sucht, um trotz der Amnestie Rache an ihm zu nehmen.

Ins Wasser gefallen ist nicht nur die Demonstration des Herrn Jouvin gegen das „Paiz“, sondern auch die Konferenz über Joaquim Nabuco, die der Hispano-Amerikaner Ruben Dario, Herausgeber des „Mundial-Magazine“, im Club dos Diarios halten wollte und die er der Academia Brasileira de Letras gewidmet hatte. Zwar war außer den Akademikern auch der Bundespräsident mit der ganzen Haute Volée erschienen, aber wer ausblieb, das war der Herr Dario. Er war plötzlich erkrankt und mußte einen seiner Sekretäre mit der Verlesung des Manuskripts betrauen. Dieser Herr entledigte sich seiner Aufgabe aber so schlecht, daß alles ausriß, zuerst die Akademiker, dann die Damen, zuletzt die Reporter. Nur der Marschall Hermes mit seinen Begleitern mußte ausharren bis zum Schluß.

Die Polizei hat sich in der letzten Zeit bedeutend gebessert. Sie arbeitet. Ein Polizeikommissar hat den Zuhältern den Vernichtungskrieg erklärt und ein anderer verfolgt die Freunde fremden Eigentums mit wirklich ernstem Eifer. Die Herren Polizeikommissare, die unmittelbaren Gehilfen des Polizeigewaltigen, können sehr viel, wenn sie nur wollen, sie dürfen aber selbstverständlich nicht zu solchen Maßregeln greifen, wie ihr Chef, der heilige Belisario, selber. So ist es dem, der die Diebe verfolgt, schon gelungen, etwa vierzig Individuen, in der Mehrzahl Portugiesen, Italiener und Spanier, entweder einzustecken oder aus Rio zu verschrecken. In der Stadt wird es schon ruhiger, die Zeitungen haben nicht jeden Augenblick wieder einen neuen Einbruch zu melden, das Eigentum ist viel sicherer und man kann sich wieder einigermaßen auf die Polizei verlassen. Der andere, der die Kaffen aufs Korn nimmt, ist womöglich noch schneidiger, denn er ruht wirklich keinen Augenblick und legt einen Eifer an den Tag, der hier in der Bundeshauptstadt etwas seltenes ist. Es ist dies der zweite Delegado, Herr Dr. Ferreira de Almeida. Dieser Tage reiste er nach São Paulo, um sich mit seinem dortigen Kollegen zu verständigen. Von São Paulo fuhr er nach Santos, um mit der Hafenpolizei Maßregeln zu vereinbaren, die gegen das widerliche Gesindel der Mädchenhändler zu ergreifen sind. Außerdem steht er mit der Polizei von Buenos Aires in ständiger Verbindung und diese Tätigkeit trägt bereits gute Früchte. Viele Kaffen werden ausgewiesen und noch mehr dieser Leute warten nicht einmal solange, bis die Polizei sie erfaßt hat, sondern verschwinden freiwillig und Rio wird von dieser Plage allmählich befreit. — Es ist nur die Frage, ob die beiden Herren nicht ermüden und ob die

Politiker nicht eines schönen Tages entdecken, daß sie in den Eisenbahn- oder Hafendienst noch viel besser passen würden. Die Politiker sind eben unberechenbar. Einen tüchtigen Arzt machen sie zum Leiter eines Eisenbahnbaues, einen Ingenieur stellen sie dort hin, wo ein Jurist hingehört — warum sollten sie also nicht auch zwei sehr tüchtige Kriminalisten mit der Führung der Statistik über die Ein- und Ausfuhr betrauen! Wir wollen das nicht hoffen, aber möglich ist es, und wie die Erfahrung lehrt, sogar wahrscheinlich, denn tüchtige Polizisten pflegen in der Bundeshauptstadt nur kurze Zeit auf derartigen Posten zu bleiben.

Abgewiesene Klagen. Wie in São Paulo, so sind auch hier in der Bundeshauptstadt verschiedene Detailisten mit dem Gesetz des Ladenschlusses nicht zufrieden. Diese haben alles aufgeboten, um das Gesetz außer Kraft zu setzen. Hier ist noch mehr gehetzt und geschrieben worden, als in der Nachbarstadt und da alles das nicht genützt hat, haben die Detailisten den Klageweg beschritten. Sie haben das Gesetz des Ladenschlusses als verfassungswidrig ausgelegt. Wo die Herren diese Wissenschaft herhaben, daß das Gesetz gegen die Verfassung verstoße, das ist ihr Geheimnis. Kann sein, daß sie die Verfassung noch besser verstehen als João Barbalho, der bisher als der beste und zuverlässigste Erklärer unserer Bundesverfassung galt. Tatsache ist und bleibt, daß die Kaufleute, d. h. einige Unzufriedene unter ihnen, sich als Interpreten der Verfassung aufwarfen und gegen das Gesetz in diesem Sinne eine gerichtliche Beschwerde einlegten. Außer der Verfassungswidrigkeit behaupten sie in ihrer Eingabe auch, daß der Munizipalrat von Rio de Janeiro illegal sei und deshalb keine Gesetze erlassen könne. Daß sie durch ihren an denselben Munizipalrat gerichteten wiederholten Einspruch ihm die Fähigkeit, Gesetze zu erlassen und zu korrigieren, zugestanden hatten, daran dachten die Herren nicht. Diese sonderbare Klage wurde vom Bundesrichter Dr. Pires e Albuquerque abgewiesen. Er bekannte sich als nicht kompetent, die Klage zur Kenntnis zu nehmen, denn es handle sich um eine lokale Angelegenheit und diese gehöre nicht vor das Bundes-, sondern ein Lokalgericht. So werden die Beschwerdeführer sich nun an eine andere Instanz wenden und aus einer unverständlichen Caprice noch mehr Zeit und Geld verschwenden. Und warum das alles? Aus purem Haß gegen eine Neuerung, die sich bereits gut bewährt hat, so daß die meisten Detailisten selbst den späten Ladenschluß nicht mehr herbeiwünschen. Die Beschwerdeführer sind einige Vorstadt-Detailisten und zwar Portugiesen. Sie kämpfen nur aus Liebe zur Reaktion, aus Schikane und aus dem Drang, den Herrn zu zeigen und dabei bedenken sie gar nicht, daß sie ihren ganzen Stand in ein schlechtes Licht setzen, denn die Hetze gegen das Gesetz des Ladenschlusses gilt bei vielen als von dem ganzen Handel ausgehend, weshalb sich dieser Vorwürfe gefallen lassen muß, die er nicht verdient. Es wäre verkehrt, unserem Handel reaktionäre Gesinnung vorzuwerfen, aber man verallgemeinert und läßt alle dafür leiden, was einzelne verschuldet haben.

Auch eine Propaganda. In Paris erscheint in französischer Sprache ein brasilianisches Propaganda-Blatt, „Le Courier du Brésil“, das unseren Lesern wohl dem Namen nach bekannt ist, da wir uns schon mehrfach mit diesem eigenartigen literarischen Erzeugnis beschäftigen mußten. Besitzer des „Courier du Brésil“ ist der Senator und römische Graf Fernando Mendes vom „Jornal do Brasil“. Hr. Mendes schreibt in seiner Rio-Zeitung unter dem Pseudonym „Marcio“ allmorgentlich eine politische

Wochenschan, die sich durch ihren lammfrommen Hermismus auszeichnet. Von Zeit zu Zeit wird eine dieser Wochenplaudereien im „Courier du Brésil“ wiedergegeben. Die uns vorliegende beschäftigt sich mit der Politik der Einzelstaaten, die sehr abfällig kritisiert wird. Besonders die „Olygarchie von São Paulo“ kommt schlecht weg. Ob solche Betrachtungen gerade zur Propaganda geeignet sind, wollen wir hier nicht untersuchen. Was uns interessiert, ist das großartige Französisch der Uebersetzung. Gleich der erste Satz ist glänzend: „Les petits Etats vivent entièrement sans prestige, en une position qui vraiment fait pitié.“ Weiterhin schreibt Herr Mendes: „Mancher wird sagen“, und der Uebersetzer macht daraus: „Divers diront.“ Dem würdigen Anfang entspricht der Schluß: „De même non est digne de louangs le mode dont se comporte l'oligarchie pauliste en relation à la liberté et aux préceptes constitutionnels. Excusez du peu.“ Mit diesem Quartanerfranzösisch wird man den Boulevardtretern kaum imponieren. Trotzdem wird der „Courier du Brésil“ von der Bundesregierung mit einer erklecklichen Summe subventioniert und von den Staatsregierungen, auch den madig gemachten, ständig (gegen Berappigung natürlich) zu Publikationen benutzt.

Lehrmittelausstellung. Die Firma Louis Hermann u. Co. hat der Direktion des Unterrichtswesens der Bundeshauptstadt eine Sammlung von Lehrmitteln der bekannten Leipziger Lehrmittelfirma Volekmar zur Verfügung gestellt. Diese Lehrmittel sollen in dem „Pädagogium“, Rua do Passeio 82, zur Ausstellung gelangen, und zwar findet die Eröffnung am 27. d. M. durch den Präfekten, General Ribeiro, statt. Die Herren Louis Hermann u. Co. erwerben sich durch ihre Schenkung nicht nur ein Verdienst um unser städtisches Volksschulwesen, sondern auch um die deutsche Lehrmittelindustrie, deren vorzügliche Erzeugnisse Weltruf haben und auch bei uns den minderwertigen französischen vorgezogen werden sollten. Für die Einladung zu der Eröffnungsfeier besten Dank.

Marineschmerzen. Vor zwanzig Jahren, in den Jugendjahren der Republik, sollten durchaus Kriegsschiffe im Lande selbst gebaut werden. Damals ist der Monitor „Pernambuco“ entstanden, der schlecht und recht noch heute Dienst tut. Auch der Bau eines anderen Monitors wurde begonnen, dem man den Namen „Maranhão“ zudachte. Er ist aber bis heute noch nicht fertig geworden und „ziert“ als Embryo die Werft unseres Marinearsenals. Die Leute von Maranhão, die nun schon zwei Jahrzehnte darauf warten, daß ein Schiff den Namen ihres Staates erhält, sind schließlich ungeduldig geworden und haben dem Marineminister vorgestellt, daß Maranhão, das doch ein ziemlich großer Staat ist, ebenso gut ein Recht hat, in der Kriegsmarine zu figurieren wie Sergipe oder Piahy. Das hat der Minister auch eingesehen, und da er gerade kein anderes ungetauftes Schiff vorrätig hat, so hat er Befehl gegeben, den Monitor-Embryo auszutragen, wollte sagen fertigzubauen. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn das Schiff modernisiert würde. Das ist aber nicht der Fall, sondern die Pläne, die im Jahre 1889 der Marinebaumeister Admiral Brazil entwarf und die damals ganz gewiß gut waren, sollen auch jetzt noch maßgebend sein! Herr Brazil wäre, wenn er noch lebte, ganz gewiß der erste, der gegen diesen sträflichen Leichtsinn protestierte. Welchen Wert soll denn heute ein Schiff Modell 1889 haben?

Künstlicher Gummi. Das „Jornal do Commercio“ veröffentlichte ein Telegramm seines Pariser Mitarbeiters, daß er als erster Journalist das

Laboratorium des Herrn Reynaud besuchen konnte, der ein Verfahren zur Herstellung künstlichen Gummis erfand. Der Besuch erfolgte in Abwesenheit des Erfinders mit Hilfe des Werkmeisters, und der Werkmeister hat dem Journalisten allerhand ungerichtetes Zeug erzählt — oder der Journalist hat, um seinen brasilianischen Kunden angenehm zu sein, die Ungereimtheiten selbst erfunden. Der künstliche Gummi soll nämlich nicht teurer sein als 2 Francs pro Kilo, und Pneumatics aus dem Kunstprodukt, auf denen 8000 Kilometer zurückgelegt wurden, sollen um ein Drittel widerstandsfähiger sein als solche aus natürlichem Gummi. Infolgedessen könne das Kunstprodukt mit Leichtigkeit mit dem asiatischen und afrikanischen Kautschuk konkurrieren, der vom Amazonas aber werde wegen seiner unnachahmbaren Eigenschaften stets den Vorrang auf dem Weltmarkt behaupten. Das ist bärer Blödsinn, denn wenn das Kunstprodukt so billig und so dauerhaft ist, dann muß es jeden natürlichen Gummi schlagen, ob er nun vom Amazonas oder aus Malakka stammt. Der findige Werkmeister (oder war es der Journalist?) verrät vorsichtshalber auch nicht, welches denn die hervorragenden und unnachahmbaren Vorzüge des Amazonasgummis sind.

Sägerei-Unternehmung in Espirito Santo. Die Regierung von Espirito Santo hat dem Coronel Wantuyl Rodrigues da Cunha eine Konzession zur Errichtung einer Sägerei im Munizip S. Matheus und zur Ausbeutung der reichen Holzbestände der dortigen Staatsländereien gegeben, eine Konzession, die Herr Cunha an die Firma Soudy u. Co. in Rio de Janeiro abgetreten hat. Diese Firma ist augenblicklich dabei, das Unternehmen zu finanzieren. Wahrscheinlich wird das durch eine französische Finanzgruppe geschehen, und Herr Leo Soudy weilt augenblicklich in Paris, um die Verhandlungen abzuschließen. Das Sägewerk soll mit Elektrizität betrieben werden, was sehr bequem möglich ist, da in die Konzession auch die unentgeltliche Benützung zweier Wasserfälle des Rio S. Matheus einbegriffen ist. Die Waldkonzession ist auf zehn Jahre erteilt, und erstreckt sich auf einen Halbkreis auf dem rechten Ufer des Rio S. Matheus, dessen Mittelpunkt das Sägewerk ist und dessen Radius 25 Kilometer beträgt. Die Konzessionäre haben die Verpflichtung, innerhalb der Zone ihres Privilegs innerhalb 3 Jahren 100 Familien anzusiedeln, auf Koloniosen von mindestens 30 Hektar; und von allem ausgeführten Holz eine Exportsteuer zu zahlen, die zwischen 3 und 7 Milreis für den Kubikmeter schwankt. Im übrigen genießt die „Empresa Industrial de S. Matheus“ völlige Steuerfreiheit, und auch der Ausfuhrzoll ist niedrig, da andere Personen 9 Milreis bezahlen müssen. Der Staat Espirito Santo ist bekanntlich einer der waldreichsten Brasiliens, und die Edelhölzer bilden dichte Bestände. Die Verbindung zwischen S. Matheus und Rio ist gut, da der Rio S. Matheus bis zur Munizipalhauptstadt schiffbar ist. Der Lloyd Brasileiro und kleinere Gesellschaften unterhalten regelmäßige Verbindungen zwischen S. Matheus und der Bundeshauptstadt, so daß der Versand der Hölzer dirckt geschehen kann. Die Bedingungen für die Unternehmung sind also so günstig wie irgend möglich, um so mehr als das erforderliche Anlagekapital höchstens 25.000 Pfund Sterling beträgt und der Reingewinn, der in 10 Jahren herauszuwirtschaften ist, nicht unter 2.200.000 Pfund Sterling sein wird. Ist eine Verlängerung der Konzessionsdauer zu erreichen, so lassen sich mit leichter Mühe 20.000.000 Pfund Sterling erzielen. Es ist unter diesen Umständen nicht wunderbar, daß auch eine

nordamerikanische Gruppe an die Firma Soudy u. Co. wegen der Finanzierung des Unternehmens herangetreten ist. Wir vernissen in dem Konzessionsdekret aber mit Bedauern eine Klausel, die die Staatsregierung aufzuerlegen die Pflicht hatte und die der Rentabilität des Unternehmens keinen Eintrag getan hätte, und das ist die Verpflichtung zur Wiederaufforstung. Espirito Santo hat in den letzten Jahren so viele Waldkonzessionen verliehen, daß es bald nicht mehr das reichste Waldland Brasiliens sein, sondern ein armer Staat werden wird, wenn es nicht energisch für die Wiederaufforstung sorgt. Wir hoffen, daß das Forstgesetz des Bundes bald zustande kommt, damit die Kurzsichtigkeit der einzelstaatlichen Regierungen von Bundes wegen korrigiert wird. Von den Gesellschaften mit den fabelhaften Gewinnen wird trotzdem keine zugrunde gehen!

Lehrmittelausstellung. Wie wir bereits mitteilten, hat die Firma Luiz Hermann u. Co. der Direktion des städtischen Unterrichtswesens eine reichhaltige Sammlung von Lehrmitteln der bekannten Leipziger Lehrmittelfirma H. Volckmar überwiesen. Diese Sammlung ist gegenwärtig im „Pädagogium“ in der Rua do Passeio ausgestellt. Die Eröffnung der Ausstellung fand gestern in Gegenwart des Präfekten des Bundesdistrikts, General Bento Ribeiro, des Generaldirektors des städtischen Unterrichtswesens, Baron von Ramiz Galvão, des bekannten Unterrichtsinspektors Manoel Bomfim, des Leutnants Gregorio da Fonseca, zahlreicher Lehrer, Vertreter der Presse usw. statt. Nach einem Rundgang durch die Ausstellung verlas Herr Marcello Gama im Namen der Firma Louis Hermann u. Co. eine Ansprache, in der er den Zweck der Sammlung darlegte und den Präfekten sowie den Generaldirektor begrüßte. Darauf ergriff General Bento Ribeiro das Wort. Er lobte den Entschluß der Firma Louis Hermann u. Co., denn obwohl zweifellos ein großer Teil des ausgestellten Materials für deutsche Verhältnisse geschaffen und daher nicht ohne weiteres bei uns verwendbar sei, so sei es doch vorbildlich für die Lehrmittel, die wir schaffen müßten. Die Ueberlegenheit der deutschen Pädagogik sei so weltbekannt, daß er darüber kein Wort zu verlieren brauche. Ebendeshalb brauche er auch nicht zu betonen, daß wir von den Deutschen lernen müssen. Er wies dann auf die Bedeutung des Fachunterrichts hin, der kürzlich bei uns eingeführt wurde und für den in der Ausstellung ebenfalls ausgezeichnete Modelle zu finden sind. Beim Champagner sprach der Baron von Ramiz Galvão, der der Firma Louis Hermann u. Co. dankte, und den Präfekten bat, das große Interesse, das er bislang dem Unterrichtswesen bewiesen habe, ihm auch fernerhin entgegenzubringen. — Die Ausstellung ist mit Geschmack und Geschick angeordnet und verdient besucht zu werden, nicht nur von Fachleuten, sondern von allen, die sich für Erziehungsfragen interessieren. Sie enthält Schulinrichtungen, Spiele, Anschauungsmaterial, Lese- und Rechenapparate, Anschauungsmaterial für den Unterricht in Sprachen, Geschichte, Astronomie, Geographie, Anatomie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie, Physik, Chemie, einen reichhaltigen Zeichenapparat usw. Die Firma Louis Hermann u. Co. erweist, wie wir schon neulich sagten, mit dieser Schenkung sowohl dem brasilianischen Unterrichtswesen als auch der deutschen Lehrmitteliudustrie einen Dienst.

Organisiert sich die Opposition? Am vergangenen Sonntag fand in der Wohnung des Herrn Urbano de Gouveia, des „zurückgetreten gewordenen“ Gouverneurs von Goyaz, eine Konferenz

statt, in der die Frage erörtert wurde, wie die verschiedenen Gruppen, die der gegenwärtigen Regierung feindlich gegenüberstehen, zu gemeinsamer Aktion zusammengeschlossen werden könnten. Zu einer Lösung ist man am Sonntag noch nicht gekommen, weshalb voraussichtlich morgen eine neue Beratung stattfinden wird. Die Opposition verfügt bekanntlich sowohl im Senat als auch in der Kammer über Elemente von Wert, verhältnismäßig weit mehr als die Regierungspartei. Der Paulistaner Senator Francisco Glycerio hat schon vor einigen Wochen von der Senatstribüne aus den Schlachtruf ausgegeben: Bildung einer liberalen republikanischen Partei. Ihm gebührt auch diesmal das Verdienst, den Anstoß gegeben zu haben. Wenn die neue Partei nur den Zweck verfolgte, die gegenwärtige Regierung zu bekriegen, so wäre das gewiß nicht viel, weil nur negativ, aber immerhin von Bedeutung. Denn der großen Enttäuschung, die die Aera Hermes bedeutet, muß eine geschlossene Opposition entgegentreten, um wenigstens die schlimmsten Auswüchse zu verhindern. Sie würde schon mit diesem rein negativen Programm die „Partei der öffentlichen Meinung“ werden. Aber hoffentlich beschränkt sich die Opposition nicht darauf, ein solches Gegengewicht gegen die famose „konservativ-republikanische Partei“ zu bilden, die ja auch keine Partei im eigentlichen Sinne des Wortes ist, sondern nur eine Vereinigung der disparatesten Elemente zur Sicherung des Zutritts zur Staatskrippe. Wir erwarten und wünschen vielmehr, daß die Francisco Glycerio, Leopoldo Bulhões, Francisco Sá und Genossen noch soviel positive Kraft in sich haben, daß sie eine wirkliche Partei zustande bringen. Besitzen wir erst eine wirkliche liberale Partei, dann wird sich auch bald eine wirkliche konservative Partei bilden. Und dann wird unsere Politik endlich wieder in das Fahrwasser der Kaiserzeit gelangen, wo sich der Kampf um Prinzipien und nicht um Personen drehte. Damit aber wäre zweifellos ein wichtiger Schritt zur Gesundung unseres öffentlichen Lebens und zur friedlichen Weiterentwicklung getan.

Herm. Stoltz & Co. Herr Hans Stoltz veranstaltete am Sonnabend mit den Angestellten der hiesigen Niederlassung des Hauses Herm. Stoltz & Co. und ihren Damen einen Ausflug. Um 9 Uhr vormittags fuhr man vom Kai Pharoux ab. Das Ziel der Fahrt war die Insel Fondão mit ihrer berühmten Riesen-Mangueira, in deren Schatten 100 Personen an Tischen bequem Platz haben. Doch wurde diesem Ziel nicht direkt zugesteuert, sondern erst eine mehrstündige Rundfahrt durch die herrliche Bucht von Rio veranstaltet. An Bord war für Erfrischungen in umsichtiger Weise gesorgt. Im Schatten der Mangueira wurde ein Pick-Nick veranstaltet, zu dem alles Erforderliche von Rio mitgebracht worden war. Um 5 Uhr kehrten die Ausflügler, die den ganzen Tag über vom herrlichsten Wetter begünstigt worden waren, nach der Stadt zurück.

Der neue General-Postdirektor, Coronel Lirio de Siqueira, hat sich so gut eingeführt, daß man bedauern muß, daß er nur interimistisch für diesen Posten bestellt worden ist und voraussichtlich nur sehr kurze Zeit im Amte bleiben wird. Er hat nämlich verschiedene Ernennungsdekrete unterzeichnet, die die schreienden Ungerechtigkeiten wenigstens zum Teil wieder gut machen, die bei der Post seit längerer Zeit üblich waren. Alte, verdiente und rechtschaffene Beamte, die den Dienst genau kennen und mit Eifer versehen, waren stets zurückgesetzt worden zugunsten junger Laffen, deren einziges Verdienst in guter Protektion bestand. Die al-

ten Beamten hatten schon längst jede Hoffnung auf Beförderung aufgegeben und waren daher nicht wenig überrascht, als sie nun plötzlich doch zu ihrem Rechte kamen. (Uebrigens erfordert die Billigkeit Hervorhebung der Tatsache, daß schon der jetzige Verkehrsminister einige Ungerechtigkeiten gutgemacht hat; er wurde jedoch durch seine Erkrankung an systematischer Weiterarbeit in dieser Richtung verhindert.) Mit der Regelung der Beförderung ist natürlich durchaus noch nicht alles geschehen, was bei der Post nötig ist. Aber es ist immerhin ein wichtiger Fortschritt, denn wenn die Beamten wissen, daß nicht nur Protektion, sondern auch Pflichttreue die Beförderung garantiert, so werden sie mit ganz anderem Eifer arbeiten. Und eben deshalb ist es zu bedauern, daß Herr Lirio de Siqueira nur kurze Zeit im Amte bleiben soll: die Beamten haben ja keine Garantie, daß sein Nachfolger sich zur Beförderungsfrage ebenso stellen wird wie er.

Familien-Abend der Deutsch-Evangelischen Gemeinde. Am Sonnabend veranstaltete die Deutsch-Evangelische Gemeinde einen Familienabend, zu dem die in Rio tagende Synode der deutschen evangelischen Gemeinden Mittelbrasilien den Anlaß geboten hat. Die Veranstaltung, die im Saale des Deutschen Musikvereins in der Rua dos Andradas 59 stattfand, war sehr gut besucht. Außer den Synodalen hatten sich zahlreiche Gemeindeglieder eingefunden. Auch die Herren Konsul Münzenthaler und Vizekonsul Barandon vom deutschen Generalkonsulat waren zugegen. Der Chor des Deutschen Musikvereins und einige Musikfreunde hatten sich in liebenswürdiger Weise bereit gefunden, durch musikalische Darbietungen zum Gelingen des Abends beizutragen. Nachdem Herr Pastor Höpffner die Erschienenen begrüßt hatte, trug zunächst der Frauenchor unter Leitung des Herrn Alexander Gibsone Silchers „Jauchzet, jauchzet dem Herrn“ vor. Die Herren Gibsone (Klavier), João Baptista Ballariny jr. (Violine) und Alcides Ballariny (Cello) spielten alsdann Beethovens herrliches Largo aus dem Klaviertrio Nr. 2 mit feinem Verständnis und sicherem Vortrag. Von Herrn Gibsone am Klavier begleitet sang Herr A. Wendler das Bußlied Beethovenscher Komposition in der ausgezeichneten Weise, die wir von ihm gewohnt sind. Herr Gibsone mit seinem gemischten Chor brachte zwei Partien aus der Rombergschen Komposition zu Schillers „Glocke“, die wir neulich beim Stiftungsfest des Musikvereins gehört hatten, zum Vortrag: „Dem dunklen Schoß der heiligen Erde“ und „Holder Friede, süße Eintracht“. Am Klavier begleitete die Chöre Fräulein Alice Klotzbücher. Herr H. Gutsch erfreute uns durch den 1. Satz von Beethovens Violinkonzert, dieser Perle der Violinmusik. Die schwierige Komposition gab Herrn Gutsch Gelegenheit, wieder einmal seine meisterliche Beherrschung des Instrumentes zu zeigen. Die Klavierbegleitung hatte Herr Gibsone übernommen. Der reiche Beifall, der den Mitwirkenden zuteil wurde, dürfte ihnen bewiesen haben, welchen Anklang ihre Vorträge bei den Anwesenden fanden. Zwischen den musikalischen Darbietungen stand auf dem Programm ein Vortrag des Herrn Pastor Fischer aus Leopoldina (Staat Espirito Santo). Hr. Pastor Fischer wußte in klarer und interessanter Weise die Entwicklung des deutschen Gedankens im Laufe der Jahrhunderte darzustellen. Er mahnte die Auslandsdeutschen, nie zu vergessen, was sie ihrem Deutschtum verdanken, und bei aller Liebe, die Brasilien mit Recht verdient, doch stets eingedenk zu bleiben, daß nur die Aufrechterhaltung des Zusammenhanges mit der deutschen Kultur sie auf der Höhe erhalten werde, die sie heute einneh-

men. Nachdem Herr Pastor Höpfner mit Worten des Dankes den offiziellen Teil geschlossen hatte, wurden Tische zusammengedrückt und eine lange Tafel gebildet, an der die Mehrzahl der Erschienenen noch lange zusammenblieb. Der Familienabend der Deutsch-Evangelischen Gemeinde bedeutete also zweifellos einen vollen Erfolg.

Kostbare Volksvertreter. Die Deputiertenkammer hat gegenwärtig 209 Sitze. Davon sind drei erledigt, also 206 besetzt. Von diesen 206 Deputierten haben 77 nach der Anerkennung Rio verlassen, um sich nach Europa oder nach dem Innern zu begeben. Diese Herren kosten den Steuerzahlern die hübsche Summe von 231 Contos monatlich. In Rio Anwesend sind 132 Deputierte. Von diesen packen allerdings auch schon verschiedene ihre Koffer. Aber immerhin könnte die Kammer Beschlüsse fassen, denn sie ist mit 107 Mitgliedern beschlußfähig. Trotzdem ist in den 2 Monaten, die die Kammer tagt, noch keine der zahlreichen Vorlagen erledigt worden, denn auch die in Rio anwesenden Deputierten ziehen es großenteils vor, nicht zu erscheinen, sodaß das Haus beständig beschlußunfähig ist. Es hat den Anschein, als ob auch die „Freunde“ der gegenwärtigen Regierung nicht mit ihr arbeiten wollten, als ob sie vor den Vorlagen der Acra Hermes eine heilige Scheu hätten. Das hat natürlich auch sein Gutes, denn so wird z. B. das famosere Requirierungs-Projekt des Obersten Paseheco nie Gesetz werden. Aber andererseits sind die Diäten, die wir für die nichtarbeitende Volksvertretung aufbringen müssen, zu hoch, als daß man dem Schauspiel gleichmütig zuschauen könnte.

Wenn nicht wahr, dann gut erfunden ist folgendes Stückchen, das eine fluminenser Zeitung vom Marschall Hermes da Fonseca erzählt. Es war bei seinem Besuch in Paris. Der damalige gewählte Präsident sprach mit Herrn Fallières. Der Franzose lobte Brasilien, der Brasilianer lobte Frankreich, ein jeder bedankte sich für die höflichen Worte des anderen und das Gespräch floß munter fort. Schließlich kam die Rede auch auf das Klima von Rio de Janeiro, das dem Präsidenten von Frankreich schlechter dünkte, als es ist. Unter anderem sagte er auch: „Mais la chaleur de l'été doit être insupportable la bas“ (aber die Sommerhitze muß dort unten doch unerträglich sein). Marschall Hermes da Fonseca nickte und sagte bestätigend „ja, ja“. Beim Weggehen fing er aber an zu lachen und sagte, zu seinem Begleiter: „Que tal a idéa do Fallières, achar a chaleira do leiteiro insupportavel no Brasil?“ (was ist das für eine Idee von Fallières, den Kessel des Milchmannes in Brasilien unerträglich zu finden?) Das erinnert ja an den Sextaner, der „virtus in omnibus“ mit: „Der Wirt im Omnibus“ übersetzte!

Eingesandt.

Verehrliche Redaktion
der „Deutschen Zeitung“.
São Paulo.

In Ihrem geschätzten Blatte haben Sie wiederholt Angriffe auf das Deutschtum oder auf das Deutsche Reich zurückgewiesen. So war es der Fall, als anlässlich der Marokko-Affäre der Pariser Korrespondent eines hiesigen landessprachlichen Blattes das Deutsche Reich und seine Politik zum Ziel ungerechter Angriffe machte; so war es, als Senator Antonio Azaredo seine bekannte Reklamerede für die französischen Militärinstitute hielt,

wobei er das mächtige Deutsche Reich verunglimpfte, und so war es auch jetzt, als Herr Paul Adam seine ebenso unhaltbare, wie naive Rassen-theorie predigte. Jetzt ist aber in der hiesigen deutschsprachlichen Zeitung „Germania“ an leitender Stelle ein Artikel erschienen, der eine Aeußerung enthält, wie sie auch in einem französischen Chauvinistenblatt, oder in einem englischen Hetzorgan nicht schlimmer erscheinen kann. Sie sind auf einen zu vornehmen Ton gestimmt, als daß Sie den Bewohnern Brasiliens die Freude bereiten, den baldigen Brüdern zuzusehen. Aber Sie werden doch gestatten, daß ein Leser Ihrer Zeitung, der zugleich auch ein Leser der „Germania“ ist, gegen den ganz unmotivierten Ausfall auf den Deutschen Kaiser Einspruch erhebt.

Der betreffende Artikel ist dem „Freien Wort“ entnommen und enthält hauptsächlich Auslassungen Kaiser Wilhelms, die er in jungen Jahren gemacht, und schließt mit den Worten: „Was haben wir in fünfundzwanzigjähriger Regierung effektvoller „unverantwortlicher“ Schneidigkeit für die Sicherung der Zukunft eines Volkes von 65 Millionen gewonnen? ... Ein in Scherben zerschlagenes internationales Ansehen nach Außen, und im Innern die schwerste Erschütterung der monarchischen Gesinnung des Volkes.“ Wenn das „Freie Wort“, ein reichsdeutsches Parteiblatt, das schreibt, dann sollen andere Parteiblätter ihm antworten, wenn über ein deutschbrasilianisches Blatt so etwas nachdruckt, wo wir doch hier nur Deutsche sind und uns, ob nun rechts oder links stehend, als ein Volk betrachten, dann müssen wir das als eine Schädigung unseres Ansehens auf das tiefste bedauern. Das „internationale Ansehen“ des Deutschen Reiches ist nicht in Scherben zerschlagen; das Deutsche Reich wird respektiert, und wo man es nicht achtet, da hat man Grund, es zu fürchten, denn seine Industrie ist groß und sein Schwert ist scharf, und ich irre mich wohl kaum, wenn ich mich zu erinnern glaube, daß auch die „Germania“ selbst schon vom „Neide des Auslandes“ gesprochen und damit doch nur bestätigt hat, daß an dem Deutschen Reiche etwas zu neiden ist. Die Redaktion der „Germania“ hat auch den Aufruf zur Beteiligung an der Nationalflugspende mitunterzeichnet, und das kann sie doch nicht in der Ueberzeugung getan haben, daß das internationale Ansehen Deutschlands bereits in Scherben liegt! Oder wollte die „Germania“ nur dem „verkrachten Deutschen Reich“ auf die Beine helfen? Mag aber die Ueberzeugung der Redaktion der „Germania“ sein wie sie will; hier handelt es sich nicht um die persönliche Ueberzeugung, sondern um ein gemeinsames Interesse des gesamten deutschsprechenden Elementes, und das ist, die Stammesheimat geachtet zu sehen, die Heimat, die nicht herabgesetzt werden darf. Es handelt sich nicht nur um ein gemeinsames Interesse, sondern auch um eine unbestreitbare Wahrheit: Das Ansehen des Deutschen Reiches liegt nicht in Scherben, denn das Reich steht heute mehr geachtet, mehr geachtet da wie vor Jahren und Jahrzehnten. Das ist eine so feststehende Tatsache, daß auch die persönliche Ueberzeugung nicht dagegen streiten kann, denn in diesem Falle setzt sie sich in Widerspruch zu der Wahrheit und zeigt, daß der Betreffende — man entschuldige den Ausdruck — überhaupt keine Ueberzeugung, sondern nur einen recht engherzigen Parteistandpunkt hat. Im übrigen rufe ich dem Schreiber und dem Verbreiter des „Germania“-Artikels das Wort zu, das einst bei ähnlichem Anlasse ein österreichischer Dichter den

Vaterlandsnörglern zurief: „Ein schlechter Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt.“

Verbleibe mit Hochachtung

Ihr ergebener

O. T.

Italienisch-türkischer Krieg.

Victoria! Victoria! jubeln die Italiener in Tripolis und ganz Italien jubelt mit. „Gott der Gerechte, wie mächtig sind unsere Lait.“ Der männermordende Krieg war allen Nationen eine ernste Sache. In Italien aber wird sie zu einem Börsen-, um nicht zu sagen Kinderspiel. Alle Zeitungen schreiben von furchtbaren Niederlagen, welche die Türken erlitten, von niederschmetternden Verlusten, die die arabisch-türkischen Heere zu verzeichnen hätten. Wenn man aber als ruhiger nüchterner Beobachter zusieht, so ist das ganze nichts als eine Sensationsnachricht, die irgendwelchen Börsenspekulationen, oder sonst einer geheimen Idee dient. Doch hören wir. Die furchtbare Schlacht in der Oase Zanzur war geschlagen. Mit klingendem Spiel zogen am andern Tage die Italiener in Buchemez ein und die Munizipalbehörden unterwarfen sich. Noch mehr. Sämtliche Einwohner lieferten die Waffen aus. Um das würdigen zu können, muß man bedenken, daß der Araber, der freie Sohn der Wüste, sich nie von seinem Gewehre trennt, nie seine Lanze, seinen krummen Säbel weggibt. In den Ländern, wo kein geschriebenes und geschütztes Gesetz Leben und Eigentum vor fremden Eingriffen sichert, sind die Waffen Gesetz, Richter und Henker in einer Person. Aber genug an dem. Die Araber hatten alle die Waffen gestreckt. Ruhe herrschte, allüberall. Noch mehr wußte der fleißige Telegraphist zu berichten. Zwischen den Türken und Arabern sei es zu schweren Kämpfen gekommen. Also Uneinigkeit im gegnerischen Heere, mein Liebchen, was willst du noch mehr. Nun war ja bald der Waffentanz zu Ende! Doch erstens kam es anders und zweitens als man dachte. Bei Sidi Said ist es wiederum zu einem mörderischen Kampfe gekommen. Von früh morgens bis in die Nacht hinein wurde auf beiden Seiten erbittert gekämpft. Wie die italienischen Berichterstatter wissen, sollen die Italiener wahre Wunderwerke der Tapferkeit zu verzeichnen haben. Ungeheuer sei der Ansturm der Feinde gewesen, und die Positionen, die Befestigungen geradezu uneinnehmbar. Aber sie seien doch Sieger geblieben, denn der Kreuzer Carlo Alberto sei ihnen zu Hilfe geeilt. Man denke, die ganze Landmacht der Italiener konnte die Türken nicht zum Weichen bringen, im Gegenteil, sie wurden auf allen Seiten sehr hart bedrängt. Und in dieser verzweifelten Lage mußte ein Kriegsschiff helfen. Wohl nennt man die Wüste ein Sandmeer, doch sind die Schiffe der Wüste anders gebaut als die modernen Kriegsschiffe. Wenn also das italienische, echte und wirkliche Kriegsschiff eingreifen konnte und den verlorenen Sieg an die Fahnen Italiens heften durfte, so muß der Schauplatz der Schlacht nicht allzu ferne vom Meeresufer entfernt gewesen sein. Wohl tragen die Geschütze der Kriegsschiffe 10 und noch mehr Kilometer weit, indes was sind selbst zwanzig Kilometer Küstenstrich, um welchen Italien jetzt bereits neun lange Monate kämpft. Mit all den Schlachtenberichten, die von dem Eingreifen der Flotte zu erzählen wissen, beweisen die Italiener am besten ihr Unvermögen, die Araber zu bezwingen. Soweit die Schiffsgeschütze ihre Granaten werfen, so-

weit wird Tripolis italienisch. Wo sie aber ihre mörderische Wirksamkeit nicht mehr ausüben können, da wird nach wie vor der kühne Sohn der Wüste herrschen, und wenn auch Italien noch einmal ein Annexions-Edikt herausgäbe. Lachhaft, wirklich kindisch ist die öffentliche Verlustliste, welche schon vom Kriegsministerium veröffentlicht wird: 57 Offiziere und 588 Mann. Hier ist wohl jeder Kommentar überflüssig geworden.

Im Aegäischen Meere ist es still geworden, dagegen scheinen sich die Italiener im Roten Meere bemerkbar zu machen. Hier haben die Kriegsschiffe einige Fischerbarken weggenommen, sogar mit schweren Geschützen darauf gefeuert! Auch faseln die Berichterstatter aus dem Roten Meere von Said Idriss, der die Unabhängigkeit Arabiens predige, und bereits ganz bedeutenden Anhang gewonnen habe. Ob die Italiener von den wenigen Türken und Arabern verhindert werden, nach Tripolis hineinzukommen, oder von den Arabern allein, jedenfalls werden sie nicht hineinkommen und das ist ja der Zweck der Uebung.

In Albanien machen die Aufständischen bedeutende Fortschritte. Bis nach Kleinasien erstreckt sich schon der Aufstand. An der türkischen Grenze nach Albanien hin, gehen ganze Regimenter der Türken mit klingendem Spiel zu den Albanesen über. Hier droht also wirklich der Türkei ein schwerer und widender Schlag. Sogar Monastir, die große Garnison, soll sich zu den Albanesen geschlagen haben. Bei Mat, Dibra, fielen einer albanesischen Abteilung nicht weniger als tausend Mausegewehre in die Hand. Zu gleicher Zeit kommt die interessante Nachricht, daß sowohl Griechenland, Serbien, Bulgarien und Montenegro rüsten. Unwillkürlich fragt man: Gegen wen, wenn nicht gegen die Türkei? Ist der kranke Mann am Bosphorus am Sterben und rüsten sich die lachenden Erben zum Antritt des Erbes?!

Unterhaltungsecke.

Auflösungen aus der vorigen Nummer

Auflösung des Ordnungsrätsels:

p s a l m
 b e s e n
 l i e b e
 a d r i a
 g e i e r
 p l a g e
 Seidel — Geibel.

Auflösung der Haustier-Versteck-Rätsel:

1. Hund. 2. Pferd. 3. Taube. 4. Kalb. 5. Ente.

Auflösung des Bilder-Rätsels:

Man kann viel, wenn man sich viel zutraut.

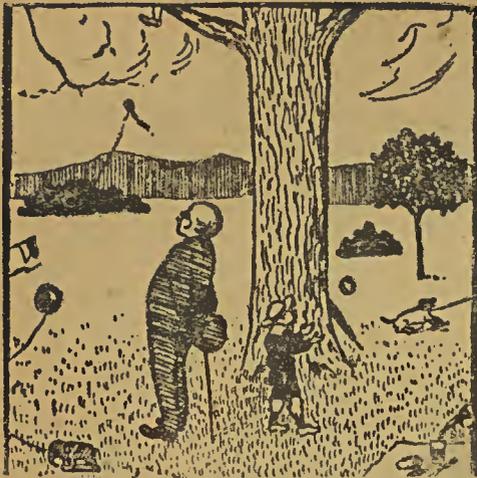
Auflösung der dreisilbigen Charade:
Grundsteuer.

Auflösung des Vexier-Bildes:

Bild auf die linke untere Ecke stellen, dann ist der Biberjäger zwischen Wildente und Biberbauten in der Mitte zu sehen.



Such-Bild.



Wie viele Personen sind auf dem Bilde?

Städtenamen-Umbildungs-Aufgabe.

Aus den nachfolgenden 10 Städtenamen sind durch Zusammenstellen neue Namen zu bilden. Die Zusammenstellung muß in der Weise geschehen, daß je eine End- und Anfangsilbe der gegebenen Städtenamen einen neuen nenneⁿ.

Bernstadt, Glarus, Heimbach, Kairo, Mehlis, Mur-
nau, Sagan, Stockach, Vardö, Wilkau.

Scherzfragen.

1. Es gibt ein Garn, wer sagt's mir an,
das keine Frau gebrauchen kann.
2. Weißt du zu sagen mir, welche Brust
weder Leben noch Lieben kennt, Leid oder Lust?
3. Durch welchen Paß wird anerkannt
niemals ein Mensch in fremdem Land?

Bilder-Rätsel.



Skat-Aufgabe.

B (Mittelhand) verliert Grün Solo mit
Schneider (29 Augen) auf folgende Karten:

g W, g D, g O, g 9, g 7, e D, e K, e 9, e 7, r D.

Null hätte er nicht verlieren können. A und C
haben gleiche Augenzahl in ihren Karten. Im Skat
liegen e 8 und r K. Im fünften Stich wird eine
blanke Zehn abgeworfen.

Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang
des Spiels?

Verbindungs-Rätsel.

Aus den Silben bro bro brunn der e e er gen
gen göt il lan litz mar nan neu ni ni o so stre

tes tin vo warin wei bilde man elf geographische
Namen mit folgenden Bedeutungen:

1. Stadt in Schlesien. 2. Flüßchen im Harzgebiet.
3. Stadt in Bayern. 4. Stadt in Hannover. 5. Fluß
in Spanien. 6. Stadt in Thüringen. 7. Fluß in Deutsch-
land. 8. Einstige Stadt in Assyrien. 9. Stadt in Meck-
lenburg. 10. Dasselbe wie 5. 11. Stadt in Frank-
reich.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen
Namen, letztere von unten nach oben gelesen, er-
geben zusammen ein Sprichwort.

Briefkasten der Redaktion.

Bicheiro, S. Paulo. — Leider können wir
Ihnen über Spielregeln des edlen Spiels „Bicho“
keine Auskunft geben, da der Sachverständige H., der
in früheren Jahren mit seinen Erfahrungen Unwis-
senden zur Seite stand, diese nicht mehr zum besten
gibt, da ihm die hierfür zudiktierten 60 Tage
Kittchen noch in den Knochen stecken.

Europareise. — Wenn Sie in England ge-
schäftlich zu tun haben, können Sie entweder deutsche
oder englische Schiffe benutzen. Sie nehmen am
besten einen Zug von Ostende über Köln—Frank-
furt Karlsruhe, kostet III. Klasse 19 Mk. Von
Dover nach Ostende dagegen II. Klasse 1 Pfd
Strl. 0 sh. 2 d.

Geige, Uberaba. — Es gibt hier genug
deutsche Geigenlehrer. Im Briefkasten können wir
diese aber nicht nennen, da wir durch die Empfehlun-
g des einen den anderen zurücksetzen würden. Dafür
ist der Anzeigenteil vorhanden. — Die Geige müs-
sen Sie durch einen Fachmann prüfen lassen.

Wette in Esp. Santo. — Ihr Partner hat
Recht, wie Sie aus Nachstehenden ersehen können.
Am höchsten besoldet sind die Botschafter in Pe-
tersburg und London mit jährlich je 150.000 Mark.
Dann folgen die Botschafter in Paris, Wien, Kon-
stantinopel und Washington mit je 120.000 Mark;
die Botschafter in Rom und Madrid mit je 100.000
Mark und der Botschafter in Tokio mit 80.000 Mark.
Die Gesandten in Peking und Teheran erhalten je
60.000 Mark, der in Bukarest 42.800 Mark und die
Gesandten in Brüssel, Athen und Lissabon je 42.000
Mark. In allen diesen Summen sind die Repräsen-
tationsgelder mit einbegriffen.

Sauggas-Motor. — Um Ihre Frage vollstän-
dig beantworten zu können, und um Ihnen dadurch
einen wirklichen Dienst zu erweisen, bitten wir Sie,
uns anzugeben, wozu Sie den Motor verwenden und
wie viel Kraft Sie benötigen.

Patriot. — Sie haben recht. Diese Verunglim-
pfung des Deutschen Kaisers durch ein hiesiges
Blatt muß man tief bedauern. Es zeigt von seltener
Brutalität. Selbst wenn es in Deutschland Schmutz-
wäsche gäbe, so sollte doch der allgewöhnlichste
Anstand erwarten lassen, daß man sie zu Hause rei-
nigte. Das Eingesandt in der Tages-Ausgabe war
eine viel zu zarte Ohrfeige für eine so rüpelhafte
Anflehlung.

Estadoleser. — Es war eine Unrichtigkeit des
Estado, daß er die „Oceanic“ untergehen ließ. Die
Bestrafung des ersten Offiziers und des Kapitäns
beziehen sich auf die „Titanic“. Daß der Kapitän
Smith nicht einmal im Wasser seine Ruhe haben soll,
ist allerdings unverzeihlich. Die ganze Notiz war
halt verunglückt. Der Druckfehler-Teufel ist ein
wüster Kobold, der selbst bei aller Achtsamkeit auch
dem gewissenhaftesten Manne ein Schnippen
schlägt.

Feuilleton

Die indischen Opale

Kriminal-Roman von Ernst Ludwig Grombeek.
(Fortsetzung.)

Und nun erst kam ihm überraschenderweise der Gedanke: Was sagt Brandorff? Ein Gedanke, der bis jetzt durch das Mitleid mit dem hinfälligen, alten Mann hintangesetzt worden war. Doch sofort kreuzte die Idee seinen Kopf: Wie, wenn Brandorff nicht vernehmungsfähig war? Wenn er es überhaupt nicht mehr wurde? Und hatte dies der Täter am Ende gewußt? Hatte er sich nur eines unerwünscht Sterbenden entledigen wollen?

Das ganze Mitleid des Freundes der Familie kam in Sanders jetzt zum Durchbruch. Im Moment hatte er vergessen, welche Rätsel er eigentlich lösen wollte. Alles, was bei Sanders das nur Verständige bedeutete, verschwand plötzlich, und das rein Menschliche trat hervor. Brandorff — wie ging es ihm? War er denn nicht die Hauptsache? Waren nicht alle Kombinationen nebensächlich vor der Erwägung: Hier nebenan liegt der alte Mann, der alte Freund krank, vielleicht — im Sterben!

Sanders trat leise in das Krankenzimmer.

Ein junger Mann stand mit ernstem Gesicht am Bett, der sich als Doktor Heinrich vorstellte. Es war der Arzt, der geholt worden war. Cecily saß zu ihres Vaters Füßen, sie machte einen gefaßten Eindruck, trotzdem ihre Augen von einem mühsam zurückgehaltenen Weinen gerötet waren.

Der Arzt trat auf Sanders zu und sagte mit leiser Stimme: „Der Zustand ist mehr als bedenklich. Der Patient scheint irgendwelchen heftigen äußeren Eingriffen ausgesetzt gewesen zu sein. Es ist ein außerordentlicher Kräfteverfall zu konstatieren. Ich verstehe eigentlich gar nicht, was vorgegangen ist. Sehen Sie hier an den Handgelenken diese wunden, eiternden Stellen — es sieht so aus, als wenn eine unmenschlich grausame Fesselung bei dem alten Mann vorgelegen hätte. Und dann scheint mir auch, als hätte der Patient längere Zeit mit einem Knebel leben müssen.“

Sanders versuchte kurz, mit wenigen Worten das Vorgefallene zu berichten.

Doktor Heinrich zuckte unmerklich mit den Achseln und sagte: „Ich weiß nicht, was geschehen ist, aber im Vertrauen: es scheint mir wenig Hoffnung zu sein. Ich fürchte eine Herzlähmung. Ich hätte für angebracht, einen Kollegen zu Rate zu ziehen.“

Und so saßen denn zwei Aerzte am Bette des Kranken. Sanitätsrat Spemann hatte sofort bei dem Bericht des jüngeren Kollegen ein sehr bedenkliches Gesicht gemacht. Und als er den Patienten selbst untersuchte, überfiel ein ungeheurer Ernst seine sonst so freundlichen Züge.

„Wird er noch sprechen können?“ fragte Sanders.

Im selben Moment bewegte der Kranke die Lippen und verlangte fast unhörbar Wasser. Cecily reichte es ihm mit zitternder Hand.

Es war das erste Wort aus dem Munde Brandorffs.

„Er spricht!“ flüsterte Cecily voll Glück. Und „Er spricht“ dachte Sanders voller Freude.

Plötzlich verdüsterte sich Cecilys Gesicht. Sie stand leise und schnell auf, kam zu Sanders und flüsterte durch die Stille des Krankenzimmers: „Soltau ist noch im Garten. Holen Sie ihn!“

Sanders eilte hinunter und fand Soltau nach langem Suchen stumpf brütend in der Laube sitzen.

„Komm' schnell hinauf!“ rief er ihm schon von unten zu.

„Was soll das?“ erwiderte trübe Soltau.

„Komm', komm'“, drängte Sanders. Und dicht vor ihm rief er ihm außer Atem zu: „Brandorff liegt oben!“

„Was?“ schrie Soltau auf und starrte dem Freunde ins Gesicht, als zweifelte er an seinem Verstande.

„Ja, ja!“ rief Sanders, „Brandorff ist da — schwerkrank. Komm' schnell!“

Soltau war aufgesprungen. Er war eben im Begriff, mit Sanders durch den Garten zu eilen, da stand er plötzlich still. Sein Gesicht verzerrte sich.

„Was hast du?“ fragte Sanders heftig, beinahe rasch.

„Ich kann nicht!“ erwiderte gepreßt Soltau.

„Warum nicht?“

„Nach dem was damals vorgefallen ist!“

Er stand da, man sah einen harten Kampf auf seinem Gesicht spielen.

„Darum handelt es sich jetzt nicht!“ rief Sanders hastig. „Solche kleinliche Erwägungen müssen jetzt fortfallen!“

Und als Soltau noch immer zu zögern schien, packte er ihn am Handgelenk und sagte: „Vorwärts! Brandorff ist schwerkrank — vielleicht stirbt er!“

Als Soltau ins Haus trat, hatte er ein Gefühl, als ob sich die Atmosphäre des Krankenzimmers bis hier heruntergeschlichen hätte und jedem lauten Ton eindringlich Ruhe gebot.

Zagend und leise stiegen beide die Treppe empor und traten in die Galerie.

Cecily kam ihnen entgegen. Soltau und Cecily machten jeder unwillkürlich eine Bewegung und sahen sich aus bleichen Gesichtern in die Augen. Aber keiner schlug die Augen nieder. Man sah es, in Cecily arbeitete ein innerer Zwist, dann ließ sie den Kopf sinken und gab mit einer Handbewegung den Weg für Soltau frei.

Sie traten ins Krankenzimmer. Soltau blieb auf der Schwelle stehen und sah zu dem Kranken hin.

Brandorff hatte das Gesicht mit weit offenen Augen gerade auf die Tür hingehichtet, aber er machte keine Bewegung. Man merkte, er erkannte den Eintretenden nicht.

Die Aerzte standen mit der Uhr in der Hand bei dem Kranken und maßen die Pulsschläge.

„Ich glaube“, sagte der Sanitätsrat mit leiser, ernster Stimme zu Cecily, „mein gnädiges Fräulein, Sie muß Sie auf das Schlimmste vorbereiten. Ich habe Ihrem Vater noch etwa zwei Stunden zu leben!“

Cecily faßte sich an den Kopf, verzweifelt, stumm.

Plötzlich machte Brandorff eine Bewegung im Bett, gleich als habe er die letzten Worte des Arztes verstanden. Seine Lippen bewegten sich, und er murmelte Worte. Cecily beugte sich in unnennbaren Qualen zu seinem Munde, und man konnte endlich das eine Wort unterscheiden: „Cecily!“

Langsam, Silbe für Silbe ward es fast unhörbar gesprochen.

Mit wildem, angstvollem Schluchzen warf sich Cecily über ihn und rief: „Hier bin ich, Vater — hier bin ich! Erkennst du mich?“

Ein schwaches Aufleuchten in Brandorffs Augen zeigte an, daß er sie verstanden und erkannt hatte.

„Du darfst nicht sterben, Vater!“ rief sie verzweifelt, „Du darfst es nicht!“

Und Soltau, der immer noch an der Schwelle stand, stöhnte mit den Händen vor dem Gesicht: „Oh spräche er doch!“

„Du darfst nicht sterben, Vater!“ rief Cecily von neuem. „Sprich zu mir, Vater!“ Aber nur leise Mundbewegungen des Greises gaben die Antwort.

„Was ist?“ fragte aufmerksam gemacht, der alte Sanitätsrat.

„Es handelt sich um ein schreckliches Geheimnis,“ antwortete leise Sanders. „Alles kommt darauf an, daß der Sterbende spricht. Stirbt er, ohne gesprochen zu haben, so bleibt der schwerste Verdacht vielleicht auf Schuldlosen haften!“

Der Sanitätsrat zuckte die Achseln: „Ich weiß nicht, ob er überhaupt noch sprechen wird!“

„Er muß es!“ drang Sanders leise in ihn.

Eine neue Beratung zwischen den Aerzten fand statt, und dem Kranken wurden einige Tropfen eingefloßt, die ihn sichtlich ein wenig belebten.

Sie müssen das ganze Vorgehen in dieser Angelegenheit mir überlassen!“ wandte sich der Sanitätsrat an Sanders. „Und nun bitte ich um die Mitteilung des Namens; um wen handelt es sich?“

„Um Herrn Soltau hier!“ deutete Sanders hin.

„Gut ich werde es versuchen!“ sagte der Sanitätsrat.

Er beugte sich über Brandorff und strich ihm leise und beruhigend mit der Hand über die Stirn. Dann fragte er sanft, aber sehr deutlich: „Herr Brandorff, hören Sie mich?“

Der Kranke riß die Augen auf, er sah starr auf den Arzt; seine Lippen bewegten sich, und hörbar murmelten sie ein „Ja“.

Eine freudige Bewegung ging durch die Anwesenden, aber der ernste Blick des Arztes gebot ihnen sofort Zurückhaltung.

Er beugte sich von neuem über das Bett und sagte: „Herr Brandorff — es geht Ihnen jetzt besser. Möchten Sie sprechen?“

Wieder ein leises „Ja“.

„Möchten Sie Herrn Soltau sprechen?“ fuhr der Arzt fort.

Die Züge des Kranken umdüsterten sich auf einmal. Weit und erschreckt starrten seine Augen den Fragenden an. Der Arzt winkte Soltau herbei und führte ihn neben sich ans Bett: „Hier ist Herr Soltau!“

Der Sterbende bewegte die Lippen, und plötzlich hörte jeder ein deutliches: „Nein!“

Ein starrer Schreck befiel alle. — Er wollte Soltau nicht in seiner Nähe haben? War am Ende Soltau doch schuldig — war er der Täter, der jetzt den Tod Brandorffs auf dem Gewissen hatte, der Mörder?

Da stürzte Soltau fassungslos vor dem Bett auf die Knie und rief in höchster, gequälter Angst: „Onkel, sprich mit mir! Um Gottes willen sprich! — Vergib mir alles, was früher war, nur sprich! Stürze mich nicht ins Unglück; sag' doch: bin ich schuldig an deinem Tode? Bin ich der Verbrecher? Sprich doch wir alle bitten dich — sprich: Bin ich es?“

Eine atemlose Spannung lag auf allen. Jetzt sollte sich das Geschick Soltaus entscheiden.

Da hörte man deutlich, wie der Sterbende sagte: „Nein!“

Es war, wie wenn allen eine ungeheure Last vom Herzen gefallen wäre. Cecily, von der Nervenschütterung überwältigt, schluchzte fassungslos.

Doch Soltau ergriff ihre Hand und trat mit ihr zum Bett.

„Vergib mir, Onkel“, sagte er. „Vergibst du mir?“

„Ja!“ hauchte Brandorff.

Ein freudiges Zucken überflog Soltaus Gesicht.

„Sieh,“ fuhr Soltau fort, „gib mir Cecily. Du weißt, ich begehre sie zum Weibe, und ich werde sie glücklich machen. Ich lege deine Hand in unsere beiden, ziehe sie nicht zurück. Ich bitte dich. Onkel, gib uns deinen Segen!“

Die Stille im Zimmer wurde nur durch das leise

Schluchzen Cecily's unterbrochen. Alle lauschten atemlos.

„Ja!“ sagte Brandorff. Seine Augen wurden schon wieder matt. Die Aerzte berieten wieder leise. Der Sanitätsrat sagte: „Er wird wohl nicht mehr sprechen!“

Da schien es, als sehe Cecily plötzlich jetzt zum ersten Male, was hier eigentlich geschehe, als wache sie aus einem tiefen Traum auf; als besänne sie sich nun erst auf das furchtbare Geheimnis, das der Sterbende mit ins Grab nehmen wolle.

„Er muß sprechen! Mein Vater muß sprechen!“ rief sie in wilder Verzweiflung.

Der junge Arzt schüttelte den Kopf. Aber der Sanitätsrat floßte dem Sterbenden wieder einige Tropfen ein. Brandorffs Augen wurden wieder heller.

Cecily beugte sich so dicht über ihn, daß ihr Mund fast sein Ohr berührte.

„Höre mich, Vater,“ sprach sie, „höre mich — ich bin Cecily, deine Tochter! Ich bin verzweifelt! Du mußt sprechen, lieber Vater! Nimm dein Geheimnis nicht mit dir! Sprich, ich bitte dich! Wir alle müssen es wissen: wer, wer war es, Vater, wer?“

Totenstille herrschte im Raum.

Man sah, wie sich die Brauen des Sterbenden krampfhaft zusammenzogen, wie er gewaltsam seine Lippen bewegte, ohne einen Laut hervorzubringen.

„Sprich doch, sprich doch, Vater!“ schluchzte Cecily verzweifelt. „Wir müssen es wissen!“ Und mit dem plötzlichen Zweifel, ob sie überhaupt noch gehört würde, fragte sie angstvoll: „Verstehst du, was ich sage, Vater?“

Aber ein mit großer Anstrengung vollführtes Auf- und Zumachen der Augenlider Brandorffs zeigte ihr, daß sie verstanden wurde.

„Oh, du hörst mich, du verstehst mich. Vater!“ rief sie voller Freude. Doch mit sofortigem Rückschlag in ihrem verzweifelten Zustand stöhnte sie: „Oh, wenn ich wüßte, was du meinst, Vater! Oh, könntest du doch sprechen! Sieh, hier auf uns allen ruht ein Verdacht. Du allein weißt, was geschehen ist. Du allein kannst sprechen. Oh, wenn ich doch wüßte, wie wir deine Worte vernahmen könnten, wie wir die Wahrheit erfahren könnten!“

Da richtete sich plötzlich mit ungeheurer Anstrengung der Liegende auf. Seine Augen brannten in unnatürlichem Glanze, seine Hände griffen kraftlos in die Luft. Und heiser, leise und deutlich, durch eine schier übermenschliche Anstrengung brachten seine Lippen die Worte hervor: „Tagebuch — Opa!“

Plötzlich warf er seine Hände hoch, als fehlte ihm die Luft, und fiel lautlos und schwer zurück.

Mit einem wildgeängstigten Gesicht warf sich Cecily über ihn. Und ihr Verzweiflungsschrei zeigte an, daß die Kindesliebe eher den Tod des Vaters erkannt hatte als die ärztliche Wissenschaft.

XI.

Die Toten schweigen.

So war also das eingetroffen, was bei den Freunden im Hause Brandorff die verschiedenartigsten Empfindungen lösen mußte: Brandorff war tot.

Leise schlich man durch das Haus. Leise und traurig klangen die wenigen Worte, die gewechselt wurden. Es war, als wenn der Tod seine geheimnisvollen Schleier über das Haus gebreitet hätte, unter denen die Menschen hinwandeln und sich weltentfernt fühlen von dem Getriebe des Lebens, das unaufhaltsam das Todeshaus umbraust.

Und doch galt es, bei aller Trauer dringende Ge-

schäfte zu erledigen. Sanders war es, der sich zuerst aufraffte, der die Verpflichtung in sich fühlte, mit seiner Lebenskenntnis der Warner, Schützer und Berater jener beiden jugendlichen Idealisten zu sein, deren Liebe noch am Sterbebette Vereinigung und Segen durchgesetzt hatte. Alles im Hause war noch zu ordnen, die Sichtung des Nachlasses war in Angriff zu nehmen, die Vollstreckung des Testaments zu beantragen, kurz: lauter Dinge, zu deren Anordnung und Ausführung Cecily zurzeit nicht fähig war, weil sie den raschen Ueberblick eines energischen Menschen erforderten.

So schmerzlich Sanders auch den Tod des alten Familienfreundes empfand, so dachte er dennoch, ob es nicht im Grunde ganz gut so war. Diese qualende Ungewißheit, in der sich Cecily und nicht zum wenigsten ihre Freunde befunden hatten, alle jene qualvollen Zweifel, ob Brandorff noch Liebe, was mit ihm geschehen war, wo er sich befand, mußten jetzt wenigstens aufhören. Und das kam noch hinzu: Brandorff war wenigstens in den Armen der Seinigen gestorben. Nur über dies eine kam Sanders nicht hinweg: Wie war Brandorff zurückgekommen? Was hatte dies ganze furchtbare Ereignis zu bedeuten? — Wer waren diese Verbrecher, die jene scheinbar so sinnlose, unmenschliche Tat an Brandorff begangen hatten?

Das Ganze schien so toll, daß man vielleicht auf den Gedanken kommen konnte, es mit Wahnsinnigen zu tun zu haben, mit Verrückten, die offenbar zwecklos einen fast genial ausgerechneten Plan durchgeführt hatten. Aber was war das nun alles — wozu hätte es dienen sollen?

Die unerklärlichen Worte des Sterbenden fielen ihm ein: „Tagebuch-Opale“. Was bedeutete das? War hier etwa die Lösung zu suchen? Ihm kam ins Bewußtsein, daß ihm schon zum dritten Male das Vorhandensein der beiden großen Opale auffiel. Jedesmal hatte er ein unerklärliches, unheimliches Gefühl bei ihrer Erwähnung verspürt. Aber was sollte das bedeuten?

„Tagebuch-Opale!“ — Ganz recht, das letzte Wort im Tagebuch war Opale. Aber dies Tagebuch war ja unvollständig und unverständlich. Schon früher hatte er sich vergebens um eine Erklärung abgemüht. Schon früher hatte er einsehen müssen, daß es ihm nicht gelingen würde: einen Zusammenhang zu finden zwischen den geheimnisvollen Berichten des Tagebuchs und den erschütternden Ereignissen in diesem Hause. Es schien ihm als solle dieses Rätsel nie gelöst werden. Und dabei war doch etwas ganz Ungeheuerliches vorgegangen: Ein alter Mann verschwindet aus seiner Wohnung spurlos, er erscheint eines Tages plötzlich wieder, zurückgebracht von Männern, die unter geheimnisvollen Umständen gemietet sind. Man nimmt an ihm die Spuren und die Folgen von Fesselung und Knebelung wahr. Er stirbt, ohne das Geheimnis verraten zu haben, an Kräfteverfall und Herzlähmung. Es erschien wahn-sinnig, und doch war es so.

Konnten da die Notizen eines alten Tagebuchs irgend etwas verraten, zu irgendeiner Erklärung beitragen? Kaum. Sah es nicht vielmehr aus, als habe der Sterbende willkürlich Worte gesprochen, die ihm gerade in den Sinn kamen, als habe er Bilder aus vergangenen Tagen, Bilder der Erinnerung, die im Tode plötzlich wieder lebendig wurden, in Worte gefaßt über seine Lippen dringen lassen?

Und doch — dieses eigentümliche Gefühl, das Sanders stets beschlich, wenn er an die Opale denken mußte — es wirkte wider Willen auf ihn. Er wußte, es war der Instinkt in ihm, der sprach, etwas Unerklärliches, eine Empfindung, die in hohem Grade sonst nur bei Frauen auftritt. Und so sehr er,

der Mann des klaren, kühlen Verstandes, sich auch sonst gegen alles, was nur Instinkt war, wehrte, so verspürte er doch hier die unbezwingliche Neigung, der dunklen Spur seines Gefühls nachzugehen. Aber der Weg erwies sich als unzugänglich. Die Opale waren eben da, und weiter war nichts über sie zu sagen. Nachdenklich stand er im Arbeitszimmer des Verstorbenen und betrachtete das irisierende Funkeln der beiden auf Samt gebetteten eiförmigen Riesensteine durch die Glasscheibe des verschlossenen Kastens. In milchigen Strahlen brach sich das Licht in ihnen und machte sie undurchsichtig, machte sie zu den schimmernden Behütern eines seltsamen Geheimnisses, das ebenso undurchsichtig war wie sie. Mit Gewalt riß Sanders sich los aus den Träumereien, in die das merkwürdige Aufzucken des Lichtes über die glatten Edelsteine ihn versetzt hatten. Mit Gewalt sagte er sich: „Fort, es ist ja noch so viel zu tun! Hier bin ich in einem Trauerhause, und meiner harren vorläufig noch andere Pflichten, als diese Rätsel zu lösen. Jetzt heißt es der Lebenskluge und Praktische sein.“ Er durfte nicht die Hände in den Schoß legen. War er doch der einzige in diesem Hause, dessen Welterfahrung ihn in den Stand setzte, über den dunklen und bedrängenden Fragen, die aus allen Ecken entgegenstarrten, auch die notwendigen Formalitäten nicht zu vergessen, wie sie der Moment gebot. Der Rechtsanwalt, der Mann der Verantwortung regte sich in ihm. Es war nötig, alle Feierlichkeiten der Bestattung anzuordnen, es war nötig, die geschäftlichen Angelegenheiten für die verwaiste Cecily in die Hand zu nehmen, die Aufnahme des Inventars anzuordnen, die Hinterlassenschaften Brandorffs zu registrieren und für die Eröffnung des Testaments zu sorgen. Denn daran dachten die beiden Lebenden, Cecily Brandorff und Erich Soltau, kaum, in der Verwirrung all ihrer Gefühle, unter dem ungeheuren Druck der furchtbaren Ereignisse dieser Tage.

Ruhelos begann nun Sanders seine Arbeiten im Trauerhause. Er rüttelte den alten Lehnert aus seiner stumpfbrütenden Angst, in die das Unbegreifliche ihn und seine Frau versetzt hatte. Er traf Anordnungen zur Säuberung des ganzen Hauses, deutete der alten Martha an, ein wachsames und liebevolles Auge auf Cecily zu haben, und übernahm den ganzen Verkehr mit den Behörden. Er erstattete dem Kriminalkommissar v. Redberg Meldung des Sachverhalts, benachrichtigte den Notar, der Brandorffs Testamentsvollstrecker war, und bestellte den Sachverständigen zur Inventaraufnahme.

Wie er so bei seinen Besorgungen durch das wilde Gewühl der Stadt fuhr, in dem die Menschen aneinander achtlos vorbeiliefen, sich anstießen und sich dabei nicht einmal umdrehten, sagte er sich: In dieser Stadt ist alles möglich! In dem Strudel der Riesenstadt Berlin wohnen oft Menschen in abgelegenen Gegenden, von denen man in den Vierteln des Westens keine Ahnung hat. Hier kann jemand, der will, daß man ihn nicht oder nicht mehr sieht, untertauchen, jahrelang in einem der Massenquartiere des Nordens leben, ohne daß seine nächsten Bekannten von seiner Existenz wissen. Denn Berlin, dieser ungeheure Komplex von gleichförmigen Häusern, war ja nicht nur die helle, reine Stadt, wie sie der Fremde oder der reiche Müßiggänger oder der vielbeschäftigte Großkaufmann sieht, sondern es war auch eine Stadt der Dunkelheit, unterirdischer Schlupfwinkel, voller Höhlen des Lasters, Aufenthalts des Verbrechens, Asyl der Verzweifelten, trüber, enger Räume, vollgepreßt mit Menschen, die nichts mehr zu verlieren haben und die jedem Menschen, der noch nicht in ihre Gesellschaft gehört, gefährlich sind.

Oh, er, der Rechtsanwalt, wußte das alles! Und doch — es war nicht zu glauben, daß sich an einem jener lichtscheuen Orte Brandorffs Schicksal entschieden haben sollte, dieses ruhigen, peinlichen alten Mannes!

Dennoch wiederholte sich Sanders immer: Niemand kann es wissen — niemand kann es wissen! Was war das? War er plötzlich gegen seinen alten, väterlichen Freund noch nach dessen Tode mißtrauisch? Sollte jener Skeptizismus des Kriminalkommissars auch ihn angesteckt haben — jenes Mißtrauen gegen alles und alle? Unsinn, sagte er sich, und doch wollte der leise Zweifel, den Redberg über Brandorffs Charakter geäußert, nicht ganz verstummen.

Der Kriminalkommissar hatte sich als sorgfältig und ruhig denkender Mann erwiesen, gar nicht als die elegante Plaudertasche, für die man ihn im ersten Moment hielt. Hatte er nicht sein Mißtrauen begründet mit dem Tagebuch Brandorffs? Aber diese Begründung war doch wirklich oberflächlich. Denn über die Bedeutung der Tagebuchnotizen Tür Brandorffs Leben konnte sich nicht einmal ein guter Bekannter des Hauses klarwerden, geschweige denn ein Fremder. Plötzlich durchfuhr es Sanders: Das Tagebuch! Er griff hastig nach seiner Brusttasche — wahrhaftig, er hatte es noch bei sich! Er hatte einfach vergessen, es Cecily zurückzugeben, hatte es voller Achtlosigkeit in all der Aufregung in die Tasche gesteckt. Er zog es hervor, und während das Automobil eben vom glatten Asphalt springend auf unebenes Steinpflaster rollte, blättern seine Finger von neuem in dem kleinen, braunen Buch, das sich vom Platz in seiner Brusttasche noch ganz warm anfühlte. Aber wie er es ja gleich vermutet hatte, auch diesmal konnte er aus den abgebrochenen Notizen nicht klug werden. Mißmutig und nervös blättern er in den Seiten und wollte es gerade wieder schließen und fortstecken, als er unwillkürlich stockte. War da nicht eben noch irgend etwas an sein Auge gedrungen — etwas, das er noch nicht kannte — irgend etwas, was er früher übersehen hatte? Sorgfältig nahm er noch einmal jedes einzelne Blatt in die Hand und prüfte es. Plötzlich, als er zum allerersten Blatte kam, das vor dem Einbände lag, sah er, was ihn so unklar festgehalten hatte. Es war eine der leeren Seiten, das Papier grau-bräunlich vom Alter. Und da, beinahe unten am Rande, starrte ihm ein Wort entgegen, ein Wort, das er in unbegreiflicher Nachlässigkeit bisher übersehen hatte. Mit bräunlich vergilbter Tinte, zart wie ein Spinnwebenhauch sah er vor sich das Wort: „nie“. Ganz allein stand es auf der Seite. Es war sichtlich Brandorffs Handschrift, jene großgeschwungene Kursivschrift, die den Kaufmann kennzeichnet. Und in ihr stand da, kleingeschrieben, das Wort „nie“. Unheimlich starrte es den Ueberraschten an und erfüllte ihn mit den düsteren Gedanken von ungelösten Rätseln und ungesühnten Verbrechen. Es war, als wollte es sagen: „Nie, nie wirst du hinter dieses Geheimnis kommen!“

Aber wie hatte Sanders bei all seiner Aufmerksamkeit sich nur dieses Wort entgehen lassen können? Er verstand es nicht.

Er begann die Blätter des Tagebuches noch einmal dicht vor seinen Augen durchzusehen. Aber nichts war zu entdecken, was ihm noch entgangen wäre. Wieder und wieder versuchte er den geheimen Sinn jenes Wortes zu enträtseln, das wie ein verlorener Posten auf der Seite allein stand. Aber er konnte keine Zusammenhänge finden.

Das Automobil hielt plötzlich an. Resigniert klappte Sanders das Tagebuch zu und steckte es in seine

Aktenmappe, um von den schweren, dunklen Schleieren ungelöster Geheimnisse hinaus in die Forderungen des hellen Tages zu treten.

* * *

In dem kleinen, einfach eingerichteten Zimmer, das Cecily bewohnte, saßen, tiefbewegt, zwei Menschen. Erich Soltau hatte alles vergessen, was im Garten zwischen Cecily und ihm vorgefallen war, und nur noch das eine Gefühl beherrschte ihn, das Gefühl der tiefen Liebe und des tiefen Mitleids, und der Gedanke, dem unglücklichen Mädchen beizustehen. Und auch Cecily war erhaben über alle jene bösen Gedanken und harten Vorwürfe, die sie Erich Soltau gemacht hatte. Die Schauer des Todes verdrängten alle kleinlichen Gedanken, alle winkelzügigen Kombinationen, richteten den Blick auf das Tiefe, Große und Hohe im Leben und banden die beiden jungen Menschen fester aneinander als je.

Der Abend warf lange Schatten in das Zimmer. Cecily saß in einer dunklen Ecke, ganz versunken in einen großen Lehnstuhl, den Kopf in beide Hände gesenkt. Das matte Licht, das vom Fenster kam, zeichnete weich ihre Silhouette und ließ einen zart metallischen Schimmer von ihrem blonden Haar aufblitzen.

Soltau ging ruhelos im Zimmer auf und ab. Beide schwiegen, und die Dämmerung, die immer mehr herabsank, umspann jeden von ihnen mit einem Netz, in dem sich die rastlosen Gedanken fingen, so daß kaum eines vom anderen Notiz nahm.

„So viel Unausgesprochenes lag jetzt in der Luft, so viel Worte, die man gerne gesagt hätte, um einander seiner Zärtlichkeit und seines Vertrauens zu versichern, und die doch nicht gesagt wurden, weil sie jetzt in der Gegenwart des Todes zu kleinlich geklungen hätten!“

Soltau ging in das Dunkel zu Cecily. Er blieb vor ihr stehen, und leise und zaghaft legte er ihr seine Hände aufs Haar. Er fühlte, wie ein krampfhaftes Schluchzen ihren zarten Körper erschütterte.

„Mein süßes Lieb!“ sprach er in dem sanft beruhigenden Ton der Zärtlichkeit.

Cecily hob den Kopf. „O Erich,“ sagte sie, „du bist so gut! Ich fühle es — du bist jetzt meine einzige Stütze, meine einzige Hoffnung. Du allein kannst mich aus diesen Wirrnissen retten!“ Und mit feuchtem Schimmer suchte ihr Auge in der Dämmerung das seine.

„Cecily,“ erwiderte Soltau, „es gibt Momente im Leben, in denen die Leidenschaft zurücktreten muß vor einer reinen und zärtlichen Liebe, die nur daran denkt, ob es dem Geliebten wohlgehe. Sieh — so eine Stunde ist jetzt gekommen. Im Angesicht des Todes müssen alle anderen Gedanken schweigen, und nur der eine bleibt mir, dein Schutz und Schirm zu sein!“

Cecilys Hand suchte die seine, und Soltau fühlte voller Rührung den warmen, dankbaren Händedruck der Geliebten.

„Cecily, o meine Cecily,“ sprach er sanft, „ich fühle, wie nach all den Tagen voller Unruhe und Aufregung der Tod deines Vaters uns nur noch fester und fester mit dem Bande einer klaren und zarten Liebe umschlingt. Mir ist, als hätte dein Vater mit seinem letzten, milden Blick uns dies sagen wollen.“

„O mein Vater!“ stöhnte Cecily. „Der Tod!“ — Und plötzlich kamen ihr alle grausamen Seelenqualen der letzten Tage wieder ins Gedächtnis zurück. Sie zuckte zusammen, und eine tiefe Falte bildete sich auf ihrer Stirn, während sie vor sich

hin murmelte: „Wer — wer? Oh, wer kann es nur gewesen sein!“

Doch plötzlich raffte sie sich auf. Sie ergriff Soltaus Hand und sprach mit energischer Stimme: „Kommi, ich muß zu ihm, ich muß meinen geliebten Vater sehen!“

Widerspruchslos folgte ihr Soltau in das Sterbzimmer.

Wie ein kalter Hauch kam es ihnen eisig entgegengeweht, als sie in das Zimmer traten, in dem Brandorffs Leichnam aufgebahrt war.

„War es nicht, als ob sie jetzt schon in eine Gruft hinabstiegen?“

Finster starrten die mit Saft ausgeschlagenen Wände sie an. Die Vorhänge der Fenster waren herabgelassen, und das Zimmer hatte sein Licht nur von den vier mächtigen Kandelabern, die am Bett des Toten zu Kopf und Füßen standen. Leise schwebend stiegen dünne Rauchwolken von den riesigen Kerzen auf und verwoben sich oben an der Decke zu seltsam phantastischen Gebilden von merkwürdiger Beweglichkeit!

Hier lag der Tote.

Das leise hin und her zuckende Licht spielte auf seinem Gesicht, das, jetzt so weiß und ruhig, nichts mehr von dem Krampf und den Verzerrungen der letzten Stunde hatte. Seine Hände falteten sich über dem blühendweißen Linnen, wie wenn sie müde aller Kümernisse des Erdentags wären.

Cecily und Soltau traten näher. Soltau stand vor dem Tötenbett in stumme Gedanken versunken. Cecily kniete vor dem Toten hin. Sie starrte auf das Gesicht ihres Vaters, als wollte sie jeden dieser geliebten Züge in sich einsaugen, als wollte sie in den wechselnden Schatten, die das auf und abzuckende Kerzenlicht über das bleiche Antlitz des Toten warf, noch einmal die Illusion des Lebens genießen. — Vielleicht schlief er nur? Er mußte im nächsten Moment erwachen! — Vielleicht war alles nur ein wüster, häßlicher Traum, den man abschütteln konnte? Aus jedem Traum wacht man ja auf — warum nicht auch schnell aus diesem?

Nein! Es war kein Traum, es war Wirklichkeit, die furchtbare Wirklichkeit des Todes. Von Zeit zu Zeit machte ein schwaches Geräusch die Wohnung ein ganz klein wenig erzittern; es waren die Geräusche der Großstadt, die draußen, fern von diesem Zimmer, ihr wildes Leben weitertreiben ließ, unbekümmert darum, ob mitten in ihren Herzen Lust oder Schmerz, Liebe oder Tod in die Häuser eingezogen waren.

Es war Wirklichkeit — diese leisen Lebensäusserungen der Großstadt sagten es ihr — dieser Stadt, die Schuld an dem Tode ihres Vaters trug, dieses Ungeheuers Berlin, das in den dunklen Schatten seiner verborgnen Adern die Mörder ihres Vaters barg! Diese Verruchten, die sie verabscheute bis auf den Tod, die ihr Leben und ihre zarte Frauenseele mit dem bis dahin unbekanntesten Gefühl des Hasses durchtränkten!

Ein leichtes Geräusch hinter ihr ließ sie zusammenfahren. Sie blickte sich hastig um. Soltau stand immer noch unbeweglich da. An der Tür bewegte sich der Schatten einer eben eintretenden Gestalt. Cecily konnte sie, geblendet vom Kerzenlicht, nicht genau erkennen. „Es wird die alte Martha sein“, dachte sie und schenkte der Gestalt weiter keine Beachtung, sondern versank aufs neue in ihre düsteren Träume.

Auch Soltau, durch Cecilys Bewegung aufmerksam geworden, sah sich um. In diesem Augenblick wollte sich die Gestalt zurückziehen. Von einem dunklen Gefühl getrieben, trat Soltau vor und rief: „Wer sind Sie?“

Cecily schrak zusammen, ihr Kopf fuhr herum, blitzschnell legte sie die Hand über die Augen, um das Licht abzdämpfen. Plötzlich sprang sie auf und lief auf die Tür zu. Mit ungewohnt lautem, herbem Klang durchtönte ihre Stimme das Totenzimmer, als sie rief: „Halt — bleiben Sie!“

Der Angerufene trat, sekundenlang zögernd, dann aber mit raschem Entschluß aus der Dunkelheit ins Licht.

„John!“ stieß Cecily in einem Ton hervor, in dem sich Ueberraschung, Zorn und Grauen mischten.

Ein minutenlanges Schweigen entstand. Soltau, dem es nur zu gut bekannt war, wie belastend John gegen ihn ausgesagt hatte, stand stumm da, mit gerunzelten Brauen und zusammengepreßten Lippen.

„Was wollen Sie hier?“ brach endlich Cecily das Schweigen in strengem Ton.

John näherte sich mit einer kriechenden Demut in seinen Bewegungen.

„Gnädiges Fräulein haben mich zwar fortgeschickt,“ erwiderte er unterwürfig, „ich habe mir aber erlaubt, noch einmal das Haus zu betreten, um den gnädigen Herrn, bei dem ich in Dienst war, noch einmal vor seiner Bestattung zu sehen. Gnädiges Fräulein können sich nicht denken, wie tief mich der Tod meines gnädigen Herrn erschüttert. Und nun, wenn gnädiges Fräulein gestatten, will ich wieder gehen!“ Und mit einer tiefen Verbeugung glitt er in dem ungewissen Schein des Kerzenlichts schlangengleich, schattenhaft zur Tür hinaus.

Einen Moment war das Gefühl des tiefen Widerwillens, das Cecily gegen diesen Menschen hatte, verdrängt worden von einer Empfindung der Rührung. Vielleicht hatte sie ihm unrecht getan. Vielleicht war er wirklich der treue Diener, der herkam, um im Tode seinen Herrn noch einmal zu sehen.

Aber plötzlich flog ihr der Gedanke durch den Kopf: Woher wußte er vom Tode Brandorffs? Ja, woher wußte er überhaupt von der Rückkunft ihres Vaters? Sie hatte doch der alten Martha und den Portierleuten aufs strengste verboten, über das, was im Hause geschah, auch nur das geringste laut werden zu lassen, und sie wußte, auf diese alten Diener konnte sie sich verlassen. Unwillig über die Erscheinung dieses Menschen, der sie in ihren tiefsten Empfindungen am Sterbelager ihres Vaters gestört hatte, raffte sie sich auf und befahl durch das Sprachrohr dem alten Lehnert, ins Vorzimmer zu kommen.

„Haben Sie jetzt mit dem entlassenen Diener John gesprochen?“ fuhr sie den alten Mann mit einer ihr selbst ungewohnten Heftigkeit an. Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Warum haben Sie ihn überhaupt ins Haus gelassen? Sie wissen doch, daß er hier nichts zu suchen hat!“

„John?“ erwiderte der alte Lehnert verwundert und erschreckt. „Ich habe ihn gar nicht gesehen, gnädiges Fräulein! Ich würde ihm selbstverständlich den Eintritt verwehrt haben!“

„Aber er war eben hier!“ sagte Cecily.

„Er war hier?“ fragte Lehnert mit aufgerissenen Augen.

„Wo waren Sie bis jetzt?“ fragte Cecily streng.

„In meiner Loge“, erwiderte der Pförtner.

„Und John ist nicht an Ihnen vorbeigekommen?“ fragte sie.

„Nein, sonst würde ich ihn gesehen haben“, war die Antwort.

„Haben Sie zu irgendeinem Menschen von den traurigen Vorgängen in diesem Hause gesprochen, Lehnert?“ fragte Cecily weiter. „Ich nehme es“



Ihnen nicht übel, ich will es nur wissen!“

„Nicht ein Sterbenswörtchen, gnädiges Fräulein, so wahr ich hier stehe!“

„Es ist gut,“ sagte Cecily, „Sie können gehen, aber Sie geben nicht genug aufs Haus acht!“

Erschreckt und zerknirscht verließ der Alte das Vorzimmer. Offenbar war er sich keiner Schuld bewußt.

Cecily aber war aufs höchste erregt. Der entlassene Diener hatte sich also unbemerkt auf eine unheimliche Weise ins Haus geschlichen. Was sollte das? Und so leise, wie er gekommen war, so leise war er wieder davongeglitten. Sie war weniger als je geneigt, ihrem sicheren Gefühl zu mißtrauen, mit dem sie stets Abscheu und heimlichen Widerwillen vor dem schweigsamen, geräuschlosen Gesellen empfunden hatte.

Hier lag vielleicht die Lösung des furchtbaren Rätsels. Aber wie konnte sie an alles herankommen? — Wie die Knoten dieser düsteren Wirrnisse zerhauen — was konnte sie überhaupt machen ohne Beweise, allein mit ihren Frauenahnungen und Ueberzeugungen, auf die kein Gerichtshof der Welt etwas geben würde!

Und voll schwermütigen Trotzes gegen die Welt kehrte sie zurück an das Lager des teuren Toten und bedeckte die geliebten Hände mit Küssen und mit Tränen.

XII.

Visionen.

Ein schimmernder Sommertag leuchtete, als Brandorff zu Grabe geleitet wurde. Ein kleiner Trauerzug nur war es, der dem Sarg Brandorffs zum Kirchhof folgte. Unauffällig schlichen die beiden schwarzen Wagen durch das lärmende Treiben der Straßen Berlins, und niemand von all den Menschen, die achtlos an diesen Zeichen des Todes vorübergingen, konnte ahnen, wieviel Schmerz, wieviel schlaflose Nächte, wieviel erregte Verzweiflung, Hoffnung und Enttäuschung das düstere Coupé barg, das zunächst hinter dem Sarge fuhr und in dem Cecily mit dem Geistlichen saß. In aufrechter, ruhiger Haltung saß sie da. Der Pfarrer im schwarzen Gewande sprach ihr mit milder Stimme Trost zu, aber er gewahrte mit Erstaunen, wie die Tochter des Verstorbenen, diese zarte Mädchenblüte, für deren Nerven man bei dem erschütternden Ereignis fürchten mußte, gefaßt dasaß, ohne eine Träne zu vergießen. Er schrieb diese Wirkung seinen Worten zu, die von dem unendlichen Leben der Seele und von der Wiedervereinigung nach dem Tode sprachen. Aber mit der Zeit gewahrte er, wie Cecily trotz ihrer geraden Haltung ganz in dämmernde Gedanken versunken dasaß. Ihre Augen sahen geradeaus, als suchten sie weit, weit weg irgend etwas zu erfassen, als könnten sie die schwarzen Wände des Wagens durchdringen. Ein herber Zug lag auf ihrem Gesicht, etwas Verschlossenes, das bei den jugendlich milden Zügen des anmutigen Mädchens besonders merkwürdig wirkte.

Es war Cecily, als ob ein dichter, grauer Nebelschleier vor ihren Augen auf und ab wallte. Oft wurde er zart und wie durchsichtig, als schlummere Licht hinter den Wolkennebeln. Cecily kam es vor, als säße sie in einem ungeneuren Zuschauerraum, in dem alles um sie her verschwamm, und hinten — in der Ferne — täte sich der Blick auf eine kleine Bühne auf. Gestalten glitten schattenhaft vorüber, aber, so sehr sie sich auch anstrengte, etwas deutlich zu erfassen, so zerfiel doch alles immer im Moment wieder ins Körperlose, Unbestimmte. Allmählich hob sich aus den vor ihren Augen kreisenden Schemen ein Gesicht heraus: Mohl! — Ce-

cily wußte nun, daß sich in ihrem Hirn ein Moment des Klubabends widerspiegelte, den sie selbst miterlebt hatte.

Plötzlich verwischte sich alles. sie sah nur noch die gleitenden Schatten und dann auf einmal Bäume im Dunkel und eine Straßenlaterne vor sich. Sie erkannte das Tor des Klubhauses in der Tiergartenstraße, sie sah Mohl aus dem Hause kommen und sah ihn in den harrenden Wagen steigen, aus dessen Schlag ein Weib sich ihm entgegenbog. Die Kutsche fuhr davon, sie sah sich selbst hinter dem Wagen herlaufen, sie sah eine andere Gestalt aus dem Dunkel der Bäume treten und die erste zurückreißen. Und im selben Moment zerfloß auch dieses Bild in Luft. Sie begriff, daß ihre Seele alle Einzelheiten jenes Abends noch einmal durchlebte. Sie hatte das Gefühl, als sei sie vollständig getrennt von ihrem Körper, der im Wagen saß, sie fühlte sich der Welt fast entrückt. Von neuem schossen die Nebelschatten zusammen. Cecily erblickte jetzt einen dunklen, engen Raum vor sich, in dem sie undeutlich Gegenstände, von denen einer ein Bett zu sein schien, unterschied. Zwei Männer traten ins Zimmer. Cecily erkannte sie sofort. Mit einer ungeheuren Ruhe, die ihrem halbawachen Bewußtsein einen Moment lang selbst merkwürdig verkam, sah sie, daß es Mohl und der Diener John waren. Das gelbe, glatte Gesicht des Dieners war verzerrt wie eine Teufelsfratze. Es schien Cecily, als sei alle Verstellung von ihm nunmehr abgefallen, und als sehe sie vor sich das wahre Wesen des Menschen, ein wildes, höhnisches Gesicht, von einer wüsten, höllischen Verruchtheit. Dann kam ein Weib dazu, es war Frau von Zemlinska. Sie zeigte mit großer Bewegung auf das Bett. John schlich zum Bett hin. Er nahm die Decke fort, die den dort liegenden Gegenstand verhüllt hatte. Cecily sah, daß es ein Mensch war. Plötzlich zuckte etwas wie ein gewaltiger Blitz vor Cecily nieder, sie stieß einen markerschütternden Schrei aus, und alles vor ihr zersprang in nichts: Sie hatte auf dem Bett das bleiche, von weißem Haar umrahmte Gesicht ihres Vaters erkannt.

Der Geistliche neben ihr fuhr entsetzt aus seinen Gedanken auf, als er sie so schreien hörte. Er stützte die Zusammengesunkene, er streichelte sie, redete ihr zu: „Die Aufregung, mein Kind, macht das, Sie sollten sich schonen, sich nicht Ihren düsteren Gedanken hingeben!“ — Aber eigentlich war er doch ratlos. Er war froh, als er sah, daß Cecily sofort wieder zu sich kam und ihn ruhig mit zwar tränenfeuchten, aber klaren Augen ansah. „Ich danke Ihnen, Hochwürden, es ist schon gut. Nur ein Augenblick der Schwäche!“ Und zu seiner Beruhigung merkte er, daß sie jetzt aufmerksam und voll fraulicher Weichheit seinen Worten zuhörte.

Der Wagen hielt, und die Trauernden betraten den Kirchhof. Durchsichtig blau glühte die Luft, und schmale, weiße Wölkchen glitten durch den hohen Raum. Es war ein Tag des Lebens, nicht des Todes. Die Leichensteine und die Kreuze, die sonst dem Friedhof seinen bedrückend feierlichen Eindruck geben, hatten heute etwas weiß Leuchtendes, in ihrer Klarheit Versöhnendes an sich, etwas, was die Seele nicht bedrängte, sondern mit einer süßen Wehmut erfüllte. Und die Zypressen, die sonst in ihrer finsternen Steilheit so streng wirken, das Gemüt verdüstern wie der Anblick von Marterpfählen, standen heute saftig schwellend in ihrem dunklen Grün gegen das sanft leuchtende Blau des Himmels, daß man mitten auf diesem Friedhof der Großstadt, vor dessen Mauern das laute Leben Berlins in stürmendem Strudel weiterraste,

fast den beglückenden Eindruck einer milden Landschaft des Südens hatte. Heute lagen hier nicht des Todes Schauer in der Luft, sondern ein mildes, süßes Erinnern schwebte über den Gräbern. Der leichte Duft gelber, welker Blätter kam auf Cecily zu und rührte ihre Seele wie Klänge einer fernen Harfe.

Als die Trauernden über die gelben, grabumsäumten Kieswege dahinschritten, dachte Cecily an den Tod ihres Vaters nur noch mit zarter, wehmütiger Trauer, die ihr ganzes Inneres warm und weich durchdrang. Aus ihrem Herzen waren die Gedanken der Rache, diese wilde Unruhe, von der sie beherrscht wurde, gewichen.

Die Feier in der Kapelle hatte begonnen. Von den erbühten Blumen, die sich auf dem Sarge türmten, stieg ein voller und würziger Duft auf, der sich zu dem leise flackernden Rauch der Kerzen mischte und in dem kleinen, feierlichen Raume, der vom Tageslicht nur spärlich erhellt wurde, alle in eine zarte Betäubung versetzte. Hier in der Kühle der matt erleuchteten Kapelle war nach den ersten Worten des Geistlichen jeder in sich selbst versunken und achtete nicht mehr auf seinen Nebenmenschen. Auf den Stühlen saßen, wie es bei jedem Begräbnis zu geschehen pflegt, fremde Menschen, die man kaum beachtete.

Als die Trauernden die Kapelle verließen und dem Sarg zum Grabe folgten, löste sich aus einer Ecke ein schwarzgekleideter, älterer Herr, der bis dahin unbeachtet im Schatten gesessen hatte. Unauffällig schritt er hinter dem kleinen Zug der Leidtragenden her. Nur Sanders steifte ihn mit flüchtigem Blick. Einen Moment lang war es ihm so vorgekommen, als habe er schon einmal irgendwie die Bekanntschaft dieses Herrn gemacht. Irgend etwas erinnerte ihn an ein ehemaliges Zusammentreffen. Aber bei einer raschen Musterung überzeugte er sich sofort, daß er sich geirrt hatte. Er kannte diesen würdigen Herrn mit dem leicht ergrauten Vollbart und Haupthaar nicht, der mit müdem Schritt hinter ihnen ging. Und Sanders hatte ein vorzügliches Personengedächtnis. Nein, es war ein Irrtum, irgendeine flüchtige Ähnlichkeit hatte ihn getäuscht.

Dennoch war er ein wenig erstaunt, als der fremde Herr den hohen Hut zog und ihn leicht grüßte. Er grüßte zurück und versuchte sich noch einmal zu besinnen — vergebliche Mühe, es gelang ihm nicht. Der fremde Herr schien Miene zu machen, ihn anzusprechen. Sanders, neugierig geworden, blieb ein wenig hinter den anderen zurück. Der Herr näherte sich Sanders, die beiden gingen jetzt in einiger Entfernung von dem Trauerzuge.

Mit gedämpfter Stimme sagte der Fremde: „Herr Rechtsanwalt Sanders, nicht wahr?“

„Der bin ich!“ erwiderte Sanders. „Mit wem habe ich die Ehre?“

„Es freut mich,“ entgegnete der andere, „daß Sie das nicht wissen. Ich glaube schon einen Augenblick lang, von Ihnen gekannt zu sein.“

„Ja,“ erwiderte Sanders auf diese merkwürdige Ansprache, „ich dachte in der Tat einen Moment“ —

„Oh,“ erwiderte der Fremde, „das bedaure ich ungemein. Bitte, Herr Rechtsanwalt, legen Sie meinen Worten keinen beleidigenden Sinn unter. Sie werden sich vielleicht wundern.“ —

Als aber Sanders ihn starr und schweigend anstarrte, nahm der fremde Herr von neuem das Wort: „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle.“ — und nach einer kurzen Pause mit noch gedämpfter, aber bedeutend hellerer Stimme: „Ich bin der Kriminalkommissar von Redberg.“

„Was?“ fuhr Sanders auf. „Sie sind“ —

Kriminalkommissar von Redberg, wenn Sie nichts

dagegen haben,“ sagte der andere jetzt mit seiner natürlichen Stimme. „Bitte,“ fuhr er fort, „seien Sie nicht erschreckt — ich habe meine Gründe. Daß Sie mich nicht erkannt haben, ist das schönste Kompliment für mich.“

„Und darf ich fragen, welche Gründe Sie zu dieser Maskerade auf dem Friedhof bewogen?“ lauteten die Gegenworte des Rechtsanwalts.

„Gewiß,“ war die Antwort. „Sehen Sie, Herr Rechtsanwalt, Sie selbst wissen ja aus unserer gemeinsamen Begegnung in jener bewußten Nacht, daß ich den Fall Brandorff nicht habe ruhen lassen. Oder besser — ich will offen sein — der Fall hat mich nicht ruhen lassen. Denn, ehrlich gesagt, ich habe außerordentlich wenig erreicht. Ich weiß jetzt nur eines mit Sicherheit: die Täter müssen der besten Gesellschaftsklasse angehören. Denn die Motive, von denen sie geleitet wurden, scheinen mir nicht die gewöhnlicher Verbrecher zu sein, die sicherlich noch auf ein Lösegeld erpicht gewesen wären. Und nun wissen Sie ja auch aus Ihrer Praxis, daß die meisten Verbrecher eine eigentümliche Neigung haben: sie kehren immer wieder zum Tatort zurück. Sie beobachten mit krankhafter Leidenschaft alles, was mit ihrem Opfer geschieht. Und sie können es nicht lassen, am Grabe ihres Opfers zu stehen, sie umkreisen es, wie der Nachtfalter das Licht. Oft, wenn sie ihren Plan aufs allergenaueste durchgeführt haben, setzen sie später alles aufs Spiel durch jene Neigung, an die man nicht glauben will, wenn man nicht die Verbrecherpsyche kennt. Nun hat sich allmählich in mir die Ueberzeugung festgesetzt, daß der Täter kein normaler Mensch sein kann. Die ganze Art dieses Verbrechens oder, um bei unserem Beamtenjargon zu bleiben, der Stil des Verbrechens deutet auf einen abnormen Geisteszustand. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß der Täter über kurz oder lang irgend etwas tut, was seinen ganzen, so verrückt sorgsam ausgearbeiteten Plan über den Haufen wirft und ihn der Öffentlichkeit preisgibt.“

„Darf ich eine Frage an Sie richten, Herr Kriminalkommissar?“ fragte Sanders.

„Bitte sehr, Herr Rechtsanwalt!“ erwiderte dieser. „Nur muß es schnell geschehen, denn wir nähern uns schon dem Grabe, wie Sie sehen!“

„Erinnern Sie sich noch an das alte Tagebuch Brandorffs?“ fragte Sanders.

„Genau!“ lautete die Antwort.

„Sie haben“, fragte Sanders weiter, „jedenfalls den Inhalt der Blätter noch in Erinnerung?“

„Vollkommen“, erwiderte Redberg.

„Wissen Sie vielleicht aus dem Kopf,“ fragte Sanders sehr gespannt, „welches das letzte Wort im Tagebuch überhaupt war?“

„Ja, das kann ich Ihnen genau sagen“, entgegnete Redberg. „Es fiel mir besonders auf. Das Wort heißt: Opale!“

„Dacht ich's doch!“ rief Sanders erregt.

„Warum fragte Redberg.“

„Nun, entgegnete Sanders, auch ich war bis dahin überzeugt, daß das letzte Wort „Opale“ hieß. Ich habe aber vor kurzem auf der letzten Seite ein Wort entdeckt, es ist das Wort „Nie“. Wir, Sie wie ich, haben es bis jetzt einfach übersehen.“

„Das ist unmöglich!“ rief der Kriminalkommissar.

„Und doch ist es so!“ antwortete Sanders.

„Nein, es kann nicht sein!“ sagte Redberg. „Sie müssen wissen, ich habe das Tagebuch immer wieder, Blatt um Blatt durchgesehen. Besonders auf der letzten Seite wäre es mir aufgefallen!“

Doch schon war der Zug am Grabe angekommen,

und es war Sanders nur noch möglich, dem Gespräch rasch hinzuzufügen: „Schön — bei mir zu Hause werde ich Ihnen zeigen, daß es so ist, wie ich gesagt habe.“ Der Kriminalkommissar nickte stumm mit dem Kopf.

In warmhellen Nachmittagssonnenlicht lag der frisch aufgeworfene Hügel von gelbem Sand da, der später die dunkelstarrende Grabhöhlung wieder ausfüllen sollte. Ein leichter, lauer Wind strich über die dunklen Gebüsche des Friedhofs, der so viel von Hoffnung auf eine blühende Sommerzukunft zu tragen schien.

Als Sanders und Redberg sich dem Grabe näherten, sahen sie Cecily in ihrer ganzen jugendlichen Anmut mit leicht gesenktem Kopf am Rande des Grabes stehen. Jetzt, in der Trauer, war ihr Gesicht bleich geworden, eine leichte Falte hatte sich über den Mund gegraben, aber die Leiden um den Vater schienen ihr Antlitz, ja ihre ganze Haltung in einer ungemeinen Weise veredelt zu haben. Knapp saß das Trauerkleid aus schwarzem Krepp und ließ jede Linie ihres schlanken Mädchenkörpers voll zur Geltung kommen. Das dichte, blonde Haar schimmerte unter dem schwarzen Schleier, der von dem Trauerhute herabhing, hervor wie die Sonne, die aus den verhüllenden Wolken hervordringt. Hier in der freien Natur, mitten unter den Zeichen des Todes, sah man erst, wie schön sie war. Es war, als ob das Leben in ihr seine Zeichen herausgesteckt hätte, im Trotz gegen die ringsum androhende Gewalt des Todes.

Der Sarg wurde hinabgelassen. Der Geistliche sprach die letzten Worte von dem im Leibe Aermsten, den Bubenhände der Erde entrissen hätten und der doch in der Seele jetzt so reich sei. Die Sonne schien auf die schwarzgekleideten Menschen, und ein Vogel pfiß hinter ihnen, fast als wollte die Natur zeigen, daß sie sich um den Jammer der Menschen nicht kümmere, und daß sie voller Hoffnung auf Reise immer weiter blühe und jubiliere. Drei Hände voll Sand warf jeder noch nach dem Sarg nach. Und dann fielen dumpf die Erdschollen der Totengräber hinab.

Die Trauerfeier war dem Ende nahe. Cecily stand ganz in ferne Träume versunken da. Sie dachte daran, daß sie nun nie mehr das geliebte Haupt des Vaters mit seinem Kranz silberner Haare küssen, nie mehr diese bleichen, schmalen Hände in den ihren halten würde. Und ein Gefühl unendlicher Bitterkeit überkam sie. Mitten hinein in den hellen, blau und gelb strahlenden Sommertag wuchs plötzlich ein ungeheurer Haß auf diese ganze unbekannte Welt, die da draußen, vor den Toren des Friedhofs, vorbeirollte, in ihr empor — diese Welt, die Geschöpfe von so satanischer Verderbtheit in ihren Armen bergen konnte, wie es jene Verurteilten waren, die ihr kindliches Glück zerstört hatten.

Sanders war durch das Gespräch mit dem Kriminalkommissar vor aller innerlichen Versenkung eines Trauernden bewahrt geblieben. Er blickte um sich, und als er die finstere Miene Cecilys sah, war es ihm sofort klar, daß sie an das Verbrechen dachte. Er empfand seine Wahrnehmung schmerzlich genug, denn in seiner Absicht lag es, Cecily hinfort vor allen trüben Rückerinnerungen an jene furchtbaren Tage des Leidens, die nun vergangen waren, zu bewahren.

Als sie wieder auf der Hauptallee des Kirchhofs waren, die sie dem großen, eisernen Ausgangstor zuführte, bemerkte Sanders flüchtig in einer parallel laufenden Allee, in einiger Entfernung von ihnen, einen Mann, der, offenbar in nachdenklicher Haltung, die Hände auf dem Rücken, langsam einher-

schrift. Jetzt bog er in einen Querweg ein. Wenn er so langsam weiterging, mußten sich ihre Wege kreuzen. Sanders hatte das so flüchtig beobachtet, wie man in schweren Gedanken oft kleine, unwichtige Dinge sieht und sie fast mechanisch registriert. Größere Aufmerksamkeit schenkte er dem Spaziergänger nicht.

Wenige Minuten darauf begegneten sie sich wirklich. Scheinbar überrascht blieb der Mann stehen, schritt auf Soltau zu, zog den Hut und reichte ihm die Hand. Soltau hob den Kopf, auch Sanders blickte jetzt schärfer hin — es war Herr von Mohl. Cecily war allein mit ihren Gedanken, den Kopf zur Erde gesenkt, rasch vorwärts gegangen, sie war schon um eine Querallee weiter als die anderen und hatte die Begrüßung gar nicht bemerkt.

Soltau wurde bleich und zuckte zusammen.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte Mohl mit seiner hohen, dünnen Stimme, während seine hellen, grauen Augen unruhig flackerten. „Wie geht es Ihnen, lieber Soltau? Haben Sie ja so lange nicht gesehen! Dem Klub untreu geworden? Was machen Sie hier? Doch nicht lieben Anverwandten begraben — äh was?“

Sichtlich aufs unangenehmste berührt, gab Soltau die notwendigsten Antworten.

Sanders grüßte kurz, reichte Mohl schnell die Hand und ging rasch weiter, um Cecily zu erreichen.

Sie waren am Ausgang angekommen. Als Sanders mit Cecily auf die Straße trat, sahen sie vor dem Tore einen Wagen halten, der trotz des warmen Sommertages dicht geschlossen war. Sie blieben einen Moment an der Friedhofsmauer stehen, um auf Soltau zu warten.

Sanders kehrte dem Tore den Rücken zu und erzählte Cecily, daß Soltau eben einen Bekannten getroffen hätte. Plötzlich sah er Cecilys Gesicht bleich wie Wachs werden. Ihre Augen waren weit aufgerissen, und sie starrte über Sanders' Schulter nach etwas, das hinter seinem Rücken vorging. Er drehte sich schnell um, sah aber nur Soltau mit Mohl aus dem Tor kommen. Der Schlag des geschlossenen Wagens öffnete sich jetzt. Eine Dame beugte sich heraus: Es war Frau von Zemlinska. Mohl stieg zu ihr in den Wagen. In diesem Moment stieß Cecily einen Schrei aus und sank mit geschlossenen Augen um. Sanders fing die Ohnmächtigen auf und schickte sofort nach Wasser und Hilfe.

Während er noch mit Cecily beschäftigt war, hörte er plötzlich hinter sich eine Stimme.

„Entschuldigen Sie, wie sind die Namen der Herrschaften, die eben wegfuhr?“

Sanders drehte sich, empört über den unzeitgemäßen Aufdringlichen, um. Es war der Kriminalkommissar, der mit einem Interesse, das nicht nur einer menschlichen Teilnahme entsprang, beobachtet hatte, welche furchtbare Wirkung der Anblick des neben Soltau schreitenden Fremden und dessen am Kirchhofstor im Wagen harrenden Gefährtin auf Cecily ausübte.

Der Rechtsanwalt hatte nicht übel Lust, die Frage Redbergs unbeantwortet zu lassen. Er sah sich nach Soltau um, der jetzt mit Hilfe herbeikam. Der aber stand immer noch abwartend da, und mechanisch sagte Sanders: „Das war Herr von Mohl und Frau von Zemlinska.“

„Ich danke!“ sagte der Kommissar und war nach wenigen Sekunden den Blicken der Anwesenden entschwunden, unauffällig, wie er gekommen war.

XIII.

Juwelen.

Cecily kam im Wagen bald wieder zu sich. Doch

weder Sanders noch der um seine Braut besorgte Soltau wagten das Schweigen zu brechen, das drückend auf ihnen lag. Stumm fuhren sie den Weg zurück, den sie gekommen.

In düsterem Schweigen empfing sie das Haus. Die traurigen Gesichter der alten Portiersleute, die weit offenstehenden Fenster vermehrten nur noch den Eindruck des Beängstigenden. Jeder Schritt hallte durch alle Räume wider.

Langsam, mit traurigem Antlitz, schritt Cecily durch alle Zimmer des Hauses, wie wenn sie prüfen wollte, ob sich in der kurzen Zeit ihrer Abwesenheit nichts verändert habe.

„Mir ist,“ sagte sie mit dunklem Klang der Stimme zu Sanders, der ihr folgte, „als ob dies alles hier unendlich anders geworden ist, seit ich weiß, daß mein Vater nie mehr hier weilen wird. Es ist alles so fremd! Und doch — war es mir nicht einst so vertraut? Aber nun — nein, Sanders, ich halte es nicht mehr aus!“ Und mit einem energischen Raffens ihres Rockes fügte sie hinzu: „Es geht nicht mehr! Alles das lastet zu schwer auf meiner Seele — ich kann hier nicht mehr bleiben. Ich hasse diese Stadt, die mir meinen Vater stahl, ich hasse dieses wüste, unheimliche Treiben verborgener Mörder, ich hasse Berlin! Ich muß fort von hier, ich werde mit Erich irgendwo in der Welt hinziehen, sei es, wo es sei, nur fort!“

Sanders hatte still zugehört, er verstand ihre Gefühle. Sie waren währenddessen im kleinen Arbeitszimmer des Toten angelangt. Seltsam befangen blickte Sanders um sich. Wieviel Erinnerungen, wieviel Gedankenverbindungen wollten ihm doch hier zu Bewußtsein kommen! Sein Blick fiel unwillkürlich auf die Glaskästen mit den Edelsteinen. Cecily's Augen waren seinem Blick gefolgt. Jetzt trat sie neben ihn, und mit erregter Stimme sprach sie: „Oh, wenn Sie wüßten, Sanders, wie mir diese Geschmeide hier in tiefster Seele zuwider sind! Gewiß, Sie wundern sich, bei einer Frau derartige Empfindungen anzutreffen. Aber seien Sie überzeugt, die kalte, glitzernde Pracht allein hat an meinem Unglück schuld! Sehen Sie nur, wie die Steine so leblos und funkelnd zugleich auf ihren Samt gebettet daliegen! Ist es nicht, als wollten sie sagen, daß alles, was Schönheit und äußeren Glanz trägt, gefühllos und ohne Herz sein müsse? Ich hasse diese Lebensauffassung, und darum, Sanders, hasse ich diese leuchtenden Edelsteine. — Und sehen Sie nur die beiden riesigen Opale in ihrem besonderer Kästchen! Ich weiß, wie mein Vater gerade an ihnen hing. Gott weiß, welche Erinnerungen sich an diese Steine knüpften. Aber gerade sie mag ich nicht. Sehen Sie, dies Funkeln und Glitzern, wenn ein Lichtstrahl auf sie fällt. Jetzt erscheinen sie grün, jetzt rosa! Jetzt auf einmal milchig trübe, als wollten sie sich verbergen, und nun im Moment prachtvoll blaurot! Darin, finde ich, steckt etwas Charakterloses, das mir in meinem Herzen widerwärtig ist. Männer empfinden hier vielleicht anders, und die meisten Frauen ziehen wohl auch die Schönheit des Glanzes allen heimlich echten Empfindungen des Herzens vor. Aber ich bin anders. Ich brauche keinen Schmuck, ich mag diese Steine nicht, sie haben für mich etwas tief Unheimliches. Jedesmal, wenn ich auf diese Opale blicke, ist es mir, als sähe ich im glimmernden Aufblitzen des Lichtes über die seltsam undurchsichtige Oberfläche Blutströme laufen! Ich weiß, wie mein Vater seine Sammlung geliebt hat, aber ich muß mich von diesen Steinen trennen. Sie müssen fort! Ich werde sonst nie wieder meines Lebens froh!“

Und Sanders mußte ihr versprechen, einen Juwelier zu besorgen, der die Steine kaufen würde.

Der Juwelier Biedenkapp musterte aufmerksam und wohlgefällig die Sammlung. Ein älterer, fast unscheinbar aussehender Mann, dem man es nur an seiner geraden, schlichten Sicherheit anmerkte, daß er wohl täglich Gelegenheit hatte, mit den höchsten Kreisen in Berührung zu kommen. Die Fächer der Glaskästen hatten alle ihre besonderen Schlüsseln, die im Geldschrank aufbewahrt wurden. Cecily kam mit den Schlüsseln und öffnete die Kästen. Der Juwelier nahm jeden Stein in die Hand, ging ans Fenster und prüfte ihn sorgfältig. Er hatte eine kleine Wage mitgebracht, auf der er die Steine wog, und man sah ihn vorsichtig mit Aetzdiamanten, Flüssigkeiten und Hämmerchen operieren, mit denen er die Echtheit der leuchtenden Schätze prüfte.

Es blieb nur noch das Kästchen mit den beiden Opalen. Es war ganz schmal, hatte etwa die Größe eines Rauchtischchens, und ganz aus schwarzem, mäßigem Ebenholz ruhte es auf vier schlanken Beinen. Unter dem schrägen Glasdach lagen, fast in weichen, schwarzen Samt versinkend, die beiden eigroßen Opale, auf denen das Licht sich verwirrend in buntvermischten Farben milde brach.

Cecily steckte den Schlüssel ins Schloß — er drehte sich nicht. Sie zog ihn heraus und sah ihn an, es stellte sich heraus, daß er nicht paßte. Sie probierte einen anderen aus dem großen Schlüsselbund, an dem die Schlüssel für die Juwelensammlung hingen — auch dieser paßte nicht. Sie versuchte es nacheinander mit allen Schlüsseln, aber keiner wollte das Schloß öffnen. Nach ihr tat es Sanders, aber mit demselben erfolglosen Resultat. Was war das? Wo war der Schlüssel? Cecily und Sanders durchschauten den ganzen Geldschrank, er war nicht da; auch im Schreibtisch war nichts zu finden. Der Schlüssel war verschwunden.

Doch Cecily war ungeduldig. „Aufbrechen!“ rief sie. „Ich will nicht, daß durch äußere Umstände die unheimlichen Opale Sieger gegen mich bleiben!“ Und so wurde ein Stemmeisen gebracht, und Sanders sprengte mit leisem Krach den Deckel ab. Er konnte das Schloß dadurch bloßlegen und sah, daß seine seltsam verschnörkelte Konstruktion einen Schlüssel von besonders gezacktem Bart verlangte, wie er tatsächlich im ganzen Hause nicht zu finden war.

Schon vorher hatte der Juwelier mit großen Augen die Opale betrachtet. Doch nun, als er sie in die Hand nahm und ihr Gewicht fühlte, wurde seine Miene bedenklich.

„Ich muß Ihnen offen sagen, gnädiges Fräulein“, sprach er, „als langjähriger Bekannter des Herrn Sanders, was ich darüber denke, Sehen Sie, die Opale sind wundervoll. Sie sind in dieser ungeheuerlichen Größe ein Wunder, wie ich es in Europa einfach noch nicht gesehen habe. Und darum fehlt mir, ehrlich gesprochen, die Schätzung!“ Er streichelte die schweren Steine bewundernd und liebevoll und fügte kurz hinzu: „Ich kann sie einfach nicht bezahlen!“ Und nach einer kurzen Pause, während welcher Cecily und Sanders sich schweigend und verblüfft ansahen, sprach er: „Jeder dieser Steine ist ein Monstrum. Ich will Sie nicht übervorteilen, ich bin kein junger Mann mehr, und ich führe meine Geschäfte seit Jahren in denselben Bahnen weiter. Solche Extravaganzen kann ich mir nicht erlauben. In diesem Ausnahmefall bin ich nicht einmal imstande, augenblicklich den objektiven Wert der Steine anzugeben. Sie wissen wohl, Opale sind nur Halbedelsteine, aber bei solcher Größe und bei solchem Feuer fällt jede normale Schätzung weg, und man kann nur nach Kuriositätswert sehen. — Ja, wenn ich darüber nachdenke, so weiß ich

nicht einmal, wie ich diese ungeheuren Steine verwerten sollte. Also, mit einem Wort, ich kann sie nicht nehmen!“

Aber Cecily sagte: „Die Steine müssen weg. Sie sind gegen uns ehrlich, Herr Biedenkapp, ich will es auch zu Ihnen sein: ich mag die Opale nicht, ich habe eine unüberwindliche Aversion gegen sie. Ich gebe sie um jeden Preis fort!“

Der Juwelier schüttelte nachdenklich den Kopf: „Ich selbst kann sie wirklich nicht nehmen, gnädiges Fräulein, das wird mir immer klarer. Aber ich will Ihnen etwas sagen. Ich habe einen alten Kunden, es ist ein Herr von der türkischen Botschaft, der sich sehr für Kuriositätssteine interessiert. Wenn ich nicht irre, so versteht er sich gerade besonders auf Opale. Den werde ich Ihnen mit Ihrer gütigen Erlaubnis schicken.“

„Wer ist es?“ rief Sanders. „Doeh nicht etwa Nured-Bei.“

„Jawohl,“ erwiderte der Juwelier, „es ist Herr Nured-Bei.“

„Oh, den kenne ich ja sehr gut!“ rief Sanders lebhaft. „Es ist ein reizender Mensch. Denken Sie sich, Cecily, einen türkischen Herrn in den besten Mannesjahren. Aber nicht etwa träge und verträumt, wie man sich die Türken meistens vorstellt, sondern lebhaft und aufgeweckt. — Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Biedenkapp, daß Sie uns an diesen Herren weisen!“

Und man vereinbarte mit dem Juwelier, daß, im Falle Herr Nured-Bei auf die Steine reflektieren sollte, die weiteren Unterhandlungen durch die Hände des Juweliers gehen sollten.

* * *

Der Attaché an der türkischen Botschaft Nured-Bei kam zum Tee. Sanders selbst brachte ihn, indem er eine alte Bekanntschaft wieder auffrischte. Nured-Bei war ein schöner Mann, den man etwa auf 36 Jahre schätzen konnte, mit großen, dunklen, blitzenden Augen und tiefgebräuntem Taint, dem man indessen in seiner eleganten europäischen Kleidung den Orientalen kaum anmerkte, hätten ihn nicht seine Hände mit der dunklen Haut unter den Fingernägeln verraten.

Nured-Bei zeigte sich als ein Mann, der die Welt kannte. Er hatte nach seiner Studienzeit in Deutschland lange Jahre in Paris gelebt, und so war sein Benehmen das eines Menschen von bester europäischer Kultur. Dennoch lag über seinem Gesichte ein Zug der Schwermut, den alle Orientalen haben.

Er saß Cecily gegenüber zwischen Soltau und Sanders im Salon, der wohl nun seit langer Zeit zum erstenmal wieder behaglich plaudernde Menschen sah, und erzählte von den Sitten der Türken, von seinen Reisen, gab kleine Erlebnisse zum besten, kurz: man merkte gar nicht, daß es mehr und mehr dämmerte. Dann kam man auf Imitationen von Edelsteinen zu sprechen. „Eine gute, moderne Imitation in echter Fassung“, warf Soltau ein, „ist doch ohne Gerätschaften auch von geübten Augen schwer als unecht zu erkennen!“

„Oh,“ entgegnete Nured-Bei, „ich würde sie schon erkennen. Sie müssen bedenken, das Auge eines Türken ist für Echtheit oder Unechtheit von Juwelen unendlich viel geschärfter als das eines Europäers. Sie müssen nämlich wissen, daß man in Kleinasien Imitationen von Edelsteinen herstellt, nicht etwa Glasflüsse, sondern Nachahmungen, deren Zusammensetzung und Herstellung sorgfältig gehütetes Geheimnis ist, die, wenn sie nach Europa kämen, selbst das feinste Juwelierauge täuschen würden. Aber diese falschen Steine kommen nie nach Euro-

pa. Sie werden in der Türkei zu allerlei seltsamen Zwecken gebraucht.“

„Herr Biedenkapp erzählte uns von Ihrem besonderen Interesse für Opale!“ knüpfte Sanders an, der nun endlich auf das Hauptthema gekommen war, um dessentwillen Nured-Bei hier saß.

„Das“, sagte Nured-Bei, „ist eine andere Sache. Wenn ich sagen sollte, woher eigentlich mein besonderes Interesse für Opale kommt“ —

„O bitte, sprechen Sie doch!“ rief Cecily eifrig.

„Nun,“ entgegnete Nured-Bei, „es ist Ihnen vielleicht bekannt, daß bei uns in der Türkei der Sultan sich in fast noch größerer Abgeschlossenheit hält als in Rußland der Zar. Das alles kommt von der unterirdischen Arbeit einer geheimen, revolutionären Partei, die das ganze Leben bei uns unsicher macht. Das ist jene geheime Partei, die man „Jungtürken“ nennt. Das seltsamste bei alledem ist, daß der Gründer der Geheimpartei der eigene Bruder des Sultans war. Schon begannen die „Jungtürken“ ihre Macht auszudehnen, schon begann die geheime Revolution zu arbeiten, da wurden plötzlich ihre Reihen durch Verrat ungeheuer geschwächt. Die Pforte verstand es, tüchtige Leute, deren Beteiligung an der Geheimpartei sie alimte, in ihrem eigenen Dienst zu fesseln, und es schien dadurch, als ob eines Tages die Partei der „Jungtürken“ fast verschwinden wolle. Da auf einmal trat ein kühner Mann an die Spitze. Und nun ging es wieder von neuem in schreckenerregender Tätigkeit los.

Abdul Hamid war damals Sultan geworden. Eines Tages fühlte sich der Sultan krank. Das Fieber peinigte ihn furchtbar, und er wälzte sich in düsterem Schrecken auf seinem Lager, denn natürlich glaubte er sich von seiner Umgebung verraten und vergiftet. Eine strenge Untersuchung wurde eingeleitet, aber sie ergab nichts Stiehhaltiges. Schon fühlte der Sultan sich unter gräßlichen Qualen immer schwächer und schwächer werden, schon murmelte das Volk von der ängstlich geheimgehaltenen Krankheit, da ließ sich im Palast ein alter Pilger melden, der behauptete, er könne dem Sultan Heilung bringen. Der Sultan fühlte sich dem Tode so nahe, daß er jede Aussicht auf Rettung glücklich greifen mußte, und er befahl, den Pilger zu ihm zu führen. Der Pilger kam und wünschte mit dem Sultan allein zu sein. Niemand weiß, was die beiden gesprochen haben. Der Pilger hatte kaum den Palast verlassen, als sich im Befinden des Sultans schon eine Besserung einstellte. Er wurde gesund, aber er war an diesem Tage ein tiefster Mann geworden. Bald darauf konnten die Intimen des Hofes den Sultan in einem neuen Gürtel schmuck sehen. Es war ein weißer, breiter Ledergürtel, auf dem über den einfachen, alten Silbersehnallen zwei riesige Opale saßen. Allmählich erfuhr man, daß der Gürtel mit den kostbaren Opalen ein Geschenk des Pilgers war, der die Steine aus Indien mitgebracht hatte. Wie sie da in seinen Besitz gekommen sind, blieb Geheimnis. Es scheint, als wären es alte Tempel-Schmuckstücke. Bald wußte man, der Sultan glaubte, in ihnen läge seine Gesundheit und sein Glück. Da faßte der entschlossene und trotzig Führer der Jungtürken, um seiner Partei den Mut wiederzugeben, einen tollkühnen Plan.

Er verstand es, Verbindungen mit dem Harem herzustellen, und eines Tages geschah es, daß durch Frauenuntreue die Steine in seine Hände gerieten. Damals ging im Volke das Gerücht, der Bosphorus könne die Menge der Weiber nicht fassen, sondern spüle täglich neue Leiber ertränkter Frauen an den Strand. Doeh in den Geheimquartieren der Jungtürken herrschte Jubel. Ihr Führer ließ von den

Opalen in Damaskus Imitationen anfertigen. Die Hauptleiter der Geheimgesellschaft bekamen jeder einen weißen Ledergürtel mit den beiden unechten Opalen darauf, um in der Partei den Eindruck hervorzurufen, als gingen die indischen Glückssteine blitzschnell durch alle Gegenden und Länder, tauchten bald hier, bald dort auf und erfüllten die Revolutionäre allerorten mit neuem Mut. Doch auch der Räuber sollte sich nicht lange der Steine freuen. Er knüpfte enge Verbindungen mit Europa und Europäerinnen na, und wie es dem Sultan gegangen war, so ging es auch ihm: durch Frauenlist wurden ihm die echten indischen Opale geraubt. Was aus ihnen geworden ist, das weiß niemand. Sie sind damals spurlos verschwunden. — Aber um auf unseren Ausgangspunkt zurückzukommen: Wenn ich Sie bitten darf, mein gnädiges Fräulein, ich hörte von Opalen, die in Ihrem Besitz sind. Darf ich sie sehen?"

„Aber gewiß“, sagte Cecily liebenswürdig. „Sie verließ den Salon auf einen Moment, um die Steine zu holen.“

„Ein merkwürdiges Land, Ihre Heimat!“ nahm Soltau das Gespräch auf.

„Ja, sicherlich!“ erwiderte Nured-Bei. „Und trotzdem“, fuhr er fort, „versichere ich Ihnen, daß ich mich bei aller Unsicherheit, bei aller Verrätereier doch nach meiner Heimat sehne!“

„Es scheint mir kaum glaublich“, bemerkte Sanders, der bis dahin nachdenklich dagesessen hatte, sinnend, „daß Europäer die Steine geraubt haben sollen.“

„Und doch war es sicher so!“ erwiderte Nured-Bei.

Cecily kam zurück mit einem Etui in der Hand, in das sie die Steine gelegt hatte, um sie zur vollen Wirkung zu bringen. Sie stellte das Etui auf den Tisch, und mit einer anmutigen Bewegung schlug sie vor Nured-Bei den Deckel zurück. Doch kaum hatte Nured-Bei die Steine erblickt, so stutzte er in heftiger Bewegung. Seine Gesichtsfarbe wurde einen Moment fahl. Er biß sich auf die Unterlippe und sprach kein Wort. Dann ergriff er langsam jeden Stein einzeln, ließ das Licht vielfach darüber gleiten, hauchte sie an, und plötzlich legte er sie sorgfältig in das Kästchen zurück. Mit äußerster Verwunderung hatte ihn Sanders beobachtet. Er fragte Nured-Bei: „Gefallen Ihnen die Steine?“

Doch der Türke hatte jetzt seine ganze orientalische Ruhe wiedergewonnen. Er schwieg einen Moment, währenddessen er prüfend auf die Anwesenden blickte. Dann sagte er mit fester, wohlklingender Stimme: „Die Opale sind unecht!“

„Unmöglich!“ riefen Cecily und Soltau entrüstet. „Dennoch ist es so!“ erwiderte Nured-Bei. „Zu meinem Bedauern, ich kann nichts daran ändern!“

„Aber der Juwelier erkannte doch sogar ihre Echtheit an!“ rief Cecily.

„Herr Biedenkapp ist ein tüchtiger Kenner, aber darauf kann er sich nicht verstehen!“ erwiderte gelassen Nured-Bei. „Und um Ihnen alles zu sagen: die Steine gehören zu den Imitationen der indischen Opale des Sultans, die Mustapha Fasil-Pascha einst in Damaskus machen ließ. Ich habe sie sofort erkannt!“

XIV.

„Feuer!“

Die Opale waren also unecht! In die Worte des türkischen Kenners, den sogar der Juwelier gerühmt hatte, konnte man keinen Zweifel setzen.

Doch wie kam es, daß der alte Brandorff die Imitationen neben den anderen unzweifelhaft echten Edelsteinen so liebevoll aufbewahrte, daß er sie als echt bezeichnete? Das war doch merkwürdig,

denn ihre Größe mußte ja für jeden Unbefangenen zuerst den Verdacht der Unechtheit erwecken, wenn nicht unzweifelhafte Beweise für das Gegenteil vorlagen. Folglich mußte der alte Brandorff beim Erwerb der Opale mißtrauisch gewesen sei, wie jeder vernünftige Mensch. Und bei solchen Riesensteinen war es schwer, einen Menschen lange über den Wert zu täuschen. Folglich mußte Brandorff ihre Unechtheit erkannt haben.

„Doch nein, er legte ja den größten Wert auf die Steine!“

Es war ein wahrer Rattenkönig von Folgerungen und Schlüssen, ein wirrer Knäuel von Mißverständnissen, der durch jeden neuen Schluß nur immer wirrer und widerspenstiger wurde.

Und Rechtsanwalt Sanders erinnerte sich, daß an jedem wichtigen Punkte in dieser ganzen unglücklichen und so seltsamen Begebenheit einmal der Moment gekommen war, wo seine Aufmerksamkeit auf die Opale gelenkt wurde. Immer wenn man glaubte, alles zu wissen, gab ihr unfassbares Glitzern, ihr durch alle Regenbogenfarben gleitendes Funkeln neue Rätsel auf.

Waren nicht die letzten Worte des Sterbenden gewesen: „Tagebuch — Opale!“ — Ja, war nicht das letzte Wort im Tagebuch selbst „Opale“ gewesen?

Nein — schoß ihm auf einmal ein kleiner Nebengedanke durch den Kopf — das ist unrichtig; das letzte Wort im Tagebuch war das kleine Wort „Nie“ auf der letzten Seite. Jenes Wörtchen, das er zufällig entdeckt hatte, und wegen dessen er sich mit dem Kriminalkommissar nicht einig werden konnte. — Ja, aber, wenn dieses Wort bis dahin übersehen war, gab es nicht eine Möglichkeit, daß noch andere Dinge im Tagebuch übersehen waren? — „Kalten Kopf, Sanders!“ sprach der Rechtsanwalt zu sich selbst. Nein, diese Möglichkeit gab es nicht. Die Sache mit dem Wörtchen auf der letzten Seite war eben nur ein Zufall gewesen, und solcher Zufälle gibt es kaum mehrere.

Sanders war auf dem Nachhausewege, als ihm diese Gedanken durch den Kopf schossen. Trotzdem er einsah, daß es überflüssig und zwecklos wäre, in dieser Richtung noch irgendwelche Versuche zu machen, beschloß er doch, das Tagebuch noch einmal zu prüfen.

Es war am Spätnachmittag, als er seine Wohnung betrat. Der Sommer begann schon sacht in leuchtend klare Herbstabende überzugehen, bei denen auf einem mattblau strahlenden Abendhimmel blaßgrünliche Lichter spielen und die Wolken rosa aufglühen. Es war noch nicht ganz dunkel im Zimmer, als der Rechtsanwalt die Aktenmappe hervorsuchte, in der sich das Tagebuch noch immer befand. Seine erste Begierde war, jenes Wort auf der letzten Seite wiederzusehen, an das er sich klammerte, und das ihm trotz der seltsam traurigen Bedeutung „Nie“ doch mit Hoffnungen für die Lösung aller Rätsel erfüllte.

Er holte das Tagebuch heraus, ging ans Fenster und blätterte hastig die Seiten um. Auf der letzten Deckelseite machte sein Blick auf der wohlbekanntesten Stelle halt.

Aber es war kaum mehr etwas zu unterscheiden in der Dämmerung. Er mußte die Lampe anzünden.

Dennoch fühlte er, wie seine Hand zitterte. Er hatte das Wort nicht gleich gefunden.

(Fortsetzung folgt)

Guarujá.

Die Natur hat ihre Gaben sehr ungleich verteilt. Große Ländergebiete sind für äußerst stiefmütterlich behandelt worden, während wieder andere mit des Füllhorns reichstem Segen bedacht worden sind. Im Norden Europas streute Mutter Natur Unmassen von Sand an die Küsten, gleichsam als hätte sie ihren Unwillen über diesen mißratenen Teil der Schöpfung bezeigen wollen, Brasiliens Gestade stattete sie dagegen mit einziger Ausnahme des Südens mit dem üppigsten Schmuck der Tropen aus. Welcher Kontrast beispielsweise zwischen der norddeutschen Einöde und dem brasilianischen Küstengebiet zwischen Bahia und Santa Catharina! Wenn man den deutschen Staub von seinen Pantoffeln geschüttelt und sich entschlossen hat, in Südamerika eine neue Heimat zu suchen, beflügelt die Sehnsucht der Seele Schwingen auf dem Wege nach dem fernen Ziel, das einem von der Kindheit Tagen her, als die Lektüre über fremde Länder sich auf wenige recht dürftige Lehrbücher beschränkte, als eine Welt der Märchen, als ein Stück aus „Tausend und eine Nacht“ erschien. Und wenn man dann selbst die Wunder erschaut, staunenden Blicks und wommetrunken die neuen, wie im Kinematographen wechselnden Bilder in sich aufnimmt, muß man unwillkürlich bekennen, daß die kühnsten Erwartungen übertroffen sind. Wie klein erscheinen der Mensch und seine Werke gegenüber dem unbeschreiblichen Meisterwerke der Natur! Zyklophenhände scheinen die gewaltige Granitmauer, Serra do Mar genannt, aufgebaut zu haben, jene Wehr von Stein, welche das reiche, wie ein farbenprächtiger orientalischer Teppich ausgebreitete Land vom Ozean scheidet und es schützt gegen der Wogen Gewalt und menschliche Feinde. Kein Wunder, daß die ersten europäischen Seefahrer, welche in gebrechlichen Caravellas ans Gestade der neuen Welt geschwommen kamen, das Abschiednehmen von ihr vergaßen und sich dauernd niederließen. Die tollkühnen Abenteurer, die lediglich des materiellen Gewinnes willen ihr Leben aufs Spiel setzten und sich dem trügerischen Element der großen und unbekanntem Salzflut anvertrauten, müssen doch auch einen ausgeprägten Natursinn besessen haben, denn sie suchten sich die schönsten Stellen zur Landung aus. Nicht minder ausgeprägt scheint ihr spekulativer Scharfsinn gewesen zu sein, wie die Wahl der Buchten beweist, an deren Ufern sie ihre Niederlassungen anlegten. Welcher moderne Handelsgeograph würde wohl eine bessere Lage für die großen Handelsemporien Bahia, Rio de Janeiro und Santos ausgesucht haben?

Bekanntlich war die erste von den Portugiesen in São Paulo gegründete Siedlung S. Vicente. Die Entdecker waren im Süden der Einbuchtung gelandet, an welcher später die Stadt Santos errichtet wurde. Der Ort der Landung ist durch ein Denkmal gekennzeichnet. Von S. Vicente aus drangen die Portugiesen allmählich west- und südwärts vor. Die erste größere binnenländische Eingeborenen-niederlassung, auf welche sie stießen, war Piratininga, das heutige São Paulo. Lange Zeit führte das ausgedehnte Hinterland, welches nach einiger Zeit zur Capitania erklärt wurde, den Namen S. Vicente, der bald in der ganzen Kolonie sowohl wie im Mutterlande durch den Tatendrang der Bewohner und ihrer weiten Entdeckungsreisen ins Innere zu Ansehen gelangte. Ein glücklicher Stern hatte die Entdecker nach S. Vicente geführt, und eine geeignete Ein- und Ausgangspforte in das

Felsengebirge kann man sich kaum denken. Das hydrographische System von Santos gewährt den ankernden Schiffen den größtmöglichen Schutz, die Gebirgspässe sind günstig für die Kommunikation mit dem Binnenlande. Die Gegend ist ein wahrer Garten Eden und wer nur ein flüchtigen Sinn für Natur hat, muß bezaubert von ihr sein. Sie bietet freilich nicht die reiche Fülle von Rio, dagegen sind aber die Töne gemilderter, Licht und Schatten ist besser verteilt und darum ist die Gesamtwirkung des Bildes vorteilhafter.

Braz Cubas, der Gründer von Santos, der endlich, viel zu spät für seine großen Verdienste, in Mariner verewigt wurde, hatte für die unvergleichlich schöne und handelsgeographisch ausgezeichnete Lage einen offenen Blick, und wenn Santos sowie das Hinterland das geworden ist, was es ist, so hat Braz Cubas nicht geringen Teil daran.

Neben der geographischen Lage eines Landes ist bestimmend für seine Zukunft und seine Prosperität seine Eignung für den Landbau, der das Fundament für das gesamte Wirtschaftsleben abgibt. Auch nach dieser Richtung war die Siedlung S. Vicente vortrefflich gewählt. Auf dem Hochlande gedeihen die Nutzpflanzen ziemlich aller Zonen und, als man begann, sich auf die Kultur des Kaffeestrauches zu werfen, hatte man den Stein der Weisen gefunden. Kaffee wurde in S. Paulo unumschränkter König und seine wirtschaftliche Macht wird auch nicht so bald erschüttert werden. Trotz der großen Krise hat sie sich nicht allein behauptet, sondern vergrößert, und da São Paulo den Welthandelsartikel monopolisiert, so bieten sich bei der progressiven Vermehrung des Verbrauchs noch unbegrenzte Möglichkeiten für den Kaffeebau. Was dieser für São Paulo bedeutet, demonstriert am besten das phänomenale Aufblühen von Handel und Industrie nach Ueberwindung der Krise. „Tausend Hände regen sich im munteren Bund“ und doch sind der Hände nicht genug, um den großen Ansprüchen, welche der neue Aufschwung an die Arbeitsleistung stellt, zu genügen. In allen Wirtschaftszweigen herrscht Arbeitermangel. Ein fieberhafter Fortschritt macht sich auf allen Gebieten bemerkbar und nicht am wenigsten auf kulturellem. Der Kaffee schafft Kapital, das Kapital bildet neues, fremdes wird von der gedeihlichen Entwicklung angezogen. Recht drastisch spiegelt der Fortschritt sich in verfeinerter Lebenshaltung, in gesteigertem Luxus wieder. In dieser Beziehung ist in Brasilien São Paulo entschieden tonangebend geworden. Man wohnt in der Republik heutzutage nirgends besser als in S. Paulo, man reist einigermaßen up to date, das Ewigweibliche kleidet sich mit chic und, um die Hauptsache nicht zu vergessen, man speist auch in S. Paulo ganz leidlich. Was das Reisen betrifft, so gebührt dem Paulista vor allen anderen Brasilianern der erste Rang. Schon zu einer Zeit, als noch halbkoloniale Zustände herrschten und die Reiselust des Binnenländers nicht weiter reichte als der vom Bairroismus eng begrenzte Horizont, wagten sich einzelne Paulistas schon auf das große Weltmeer und reisten bis nach — Paris. Ueber die Bannteile der Lichtstadt kamen allerdings die wenigsten hinaus. Nur wer sich crusten Studien widmen wollte, ging wohl auch nach Berlin, Wien oder Zürich. Das hat sich alles sehr geändert. Viele Paulistas kommen heute Berlin und Wien besser als mancher Reichsdeutsche und Oesterreicher, in den großen Kurorten der Riviera stellen die Paulistas ein starkes Kontingent zu den ständigen Gästen. Kurorte. Verweilen wir bei diesem Thema etwas länger. Man hätte wohl alle Ursache auszurufen: Warum denn in die Ferne

schweifen, denn sieh' das Gute ist so nah! Handgreiflich nahe liegt's freilich genug das Gute, aber es liegt eben zu nahe. Wer von den oberen Zehntausend sich mit Caxambú, Poços de Caldas oder einem kurzen Seebade-Aufenthalt an der Barre von Santos begnügt, wird nicht für voll angesehen und gerät in den Ruf eines Filzes, eines gesellschaftlich rückständigen Menschen. „Aber Guarujá!“ wird der Leser einwenden. „Guarujá steht doch in der Rangliste der heimischen Kurorte sehr hoch!“ Ohne Frage, allein die Rangerhöhung von Guarujá ist noch sehr jungen Datums, so jungen Datums, daß sie erst dem kleinsten Teil der Seebadekurbedürftigen bekannt ist, und Brasilien hat noch keinen Bädercker. Wie schon der Titel verrät, sollen diese Zeilen Guarujá gewidmet sein als ein Gedenkblatt an einen kurzen, aber schönen und genußreichen Aufenthalt. Vorher aber sei noch ein kurzer geschichtlicher Rückblick auf das Baden im allgemeinen und das Baden in der Salzflut im besonderen gestattet. Das Bedürfnis, den Körper durch Bäder zu reinigen und zu erfrischen, ist sicher so alt wie die Menschheit. Später erkannte man dann auch die Heilwirkung des Badens im Süß- und Seewasser, in mit Alkalien versetzten Gewässern, in warmen Sprudeln usw. Besonders die Römer wußten die Wohltaten des Bades zu schätzen. Sie sind die Erfinder des nach ihnen benannten Dampfbades und die erste Kenntnis und Benutzung der heilkräftigen Quellen in Germanien ist ihnen zu danken. Richtig gewürdigt wird das Baden aber erst vom modernen Menschen und namentlich von denen, die naturgemäß leben. Für den Naturheilverständigen ist das Baden im Wasser, in der Luft, in den Sonnenstrahlen nicht nur ein Mittel, Kranke gesund zu machen, sondern auch ein Mittel, Krankheiten zu verhüten. Die Technik hat die Bäderarten erheblich vermehrt. Es sei nur als ein Beispiel von vielen das immer mehr in Aufnahme kommende elektrische Lichtbad erwähnt.

In Brasilien mit seinem zum größten Teil tropischen Klima lernte man den Wert des Badens zwar auch schon früh erkennen, eine eigentliche Badetechnik kennt man aber erst in neuerer Zeit. Zu dieser Technik rechne ich nicht allein alles, was sich auf das Baden selbst und die ihm direkt dienenden Einrichtungen bezieht, sondern auch das, was indirekt mit dem BADELEBEN zusammenhängt, wie komfortable Badehotels, geistige und sportliche Unterhaltung usw. Damit war es in Brasilien bis vor kurzem noch sehr schlecht bestellt, und wenn man das frühere BADELEBEN etwa als Gradmesser der Kultur ansehen wollte, so müßte man sich beschämend gestehen, daß der Brasilianer auf sehr niedrigem Kultur-niveau stand. Noch vor einigen zwanzig Jahren mußte man zum Beispiel in Rio Grande do Sul der ins Seebad Reisende im Ochsenkarren alles mit sich führen, was er während seines Aufenthaltes gebrauchte, auch die Nahrungsmittel. Als Wohnung diente dem „Badegast“ ein primitiver mit Stroh gedeckter Rancho, der von den Strandbewohnern entweder mietweise oder auch unentgeltlich überlassen wurde. Ähnliche Zustände herrschen im Gauchostaat noch in der Nähe von Uruguay gelegenen Schwefelbädern, Ländlich, aber nicht sittlich. Um viele Striche besser war es schon in Rio, in S. Paulo und in den Bädern von Minas. Einigermassen europäisch, oder, um einen näheren Vergleich anzuwenden, amerikanisch, ist das BADELEBEN jedoch erst mit der Gründung von Guarujá geworden.

Es war ein entschieden glücklicher Gedanke, auf der nördlich der Einfahrt zum Hafen von Santos gelegenen großen Insel Santo Amaro einen Seebadort modernen Stils zu errichten und die Tausende,

welche alljährlich nach europäischen Seebädern gingen, bezw. die vielen Contos, die auf diese Weise für die brasilianische Volkswirtschaft in Verlust gerieten, an die Heimat zu fesseln. Nicht minder glücklich wie der Gedanke war die Wahl des Strandes von Guarujá für die Anlage des Ostende der südlichen Hemisphäre. Nicht viele Stellen gibt es an unserer langgestreckten Küste, die sich so vortrefflich für den Zweck eignen. Zwei kleine dem Strande vorgelagerte Inseln brechen der Wellen Macht und gewähren Schutz vor den rauhen Süd-, Südwest- und Südostwinden. Gegen Norden ist der Strand durch einen Felsvorsprung geschützt, Berge und Wald schützen ihn nach Westen. Wie schon im ersten Artikel erwähnt, kann sich die Umgebung von Santos an Großartigkeit nicht mit der von Rio messen, und wenn ein etwas weit her geholtter Vergleich gestattet ist, so möchte ich die Natur von Rio mit einer üppigen Modedame vergleichen, die mehr Wert auf äußere Reize und äußerlichen Glanz legt als auf innere Gehalt, die von Santos mit der lebensfrischen, blitzsauberen Unschuld vom Lande.

Wer eigentlich der Vater des Gedankens war, ist mir nicht bekannt, indes darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich um das Zustandekommen des Guarujá-Unternehmens Conselheiro Prado und die mit dem Prado-Konzern liierten Gekleidete große Verdienste erworben haben. Das Unternehmen war von vornherein großzügig gedacht und großzügig ist es auch durchgeführt worden. Es bedurfte natürlich sehr großer Mittel, um die Idee zu verwirklichen, denn wo heute der Badeort steht, war Wildnis, wo noch Leoparden und anderes wildes Gekleidete hausten. Zwischen dem Santos gegenüber liegenden Strande der Insel und dem Seestrande war keine andere Verbindung vorhanden, als ein schmaler Saumpfad, eine durch den dichten Wald gehauene Pikade, auf welcher außer Fischern nur armselige Caipiras und gelegentlich Sonntagsjäger verkehrten. Das Unternehmen baute einen Tram und stellte für die Ueberfahrt über den schmalen Kanal, welcher den Hafen von Santos bildet, Motorboote ein. Nachdem die Straßen und Plätze des Badeortes abgesteckt waren, ging man an die schwierigste Arbeit, die Errichtung eines Strandhotels und anderer Gebäude, die in einem Seebad unentbehrlich sind. Von vornherein bestand die Absicht, die Einrichtungen nicht allein auf die Beherbergung der Badegäste und ihre Unterhaltung zu beschränken, sondern auch Heimstätten für diejenigen zu schaffen, die dauernden Aufenthalt auf dem idyllisch schönen Fleck Erde nehmen wollten. So entstand um das Strandhotel herum eine kleine Stadt, die viel Ähnlichkeit mit Helgoland hat. Auch auf Guarujá, welches in der Kaffee-Hoehkonjunktur entstand, warf die darauffolgende lange Krise ihre Schlagschatten. War anfänglich in der Saison das Strandhotel bis auf das letzte Zimmer besetzt, so flaute in der Krise der Besuch erheblich ab und Guarujá hatte schlechte Zeiten.

Vor einigen Jahren traf aus dem schon halb vergessenen Badeorte in S. Paulo die unerwartete Nachricht ein, daß das Strandhotel total niedergebrannt sei. Die Nachricht stellte sich zwar später als übertrieben heraus, allein das verheerende Element hatte doch das Wertvollste vernichtet und den ganzen Betrieb lahm gelegt. Lange Zeit bestanden Zweifel, ob man einen Neubau auführen oder die Sache ganz aufgeben würde. Das Kapital des Unternehmens war erschöpft und es schien, als ob man der Schwierigkeiten, welche einer Rekonstitution im Wege standen, kaum Herr werden würde. Als eines Tages bestimmt verlautete, daß die Rekonstitution doch gelungen sei, wollte man nicht recht daran glauben, bis

schließlich durch die öffentliche Ausstellung der Pläne für die Neubauten auch die härtnäckigsten Zweifeler bekehrt wurden. Nach den Plänen zu urteilen, mußte das neue Guarujá dem alten gegenüber sich ungelähr ausnehmen wie eine Caipirahütte gegen die Casa Martinico, und tatsächlich ist dieser Kontrast verwirklicht worden. Groß und stolz, der Bedeutung des Staates S. Paulo und seines gewaltigen Fortschritts würdig, haben sich die neuen Anlagen wie ein Phönix aus der Asche erhoben. Obgleich ein ganzer Flügel erst halbfertig ist, macht das bereits Fertige doch den denkbar besten Eindruck. Schon äußerlich demonstrieren Hotel, Kasino und die übrigen Dependenzien den praktischen Sinn, der dem Architekten den Zeichenstift bei der Komposition seines Entwurfes geführt hat. Wer für ein architektonisches Blendwerk erwartet, wird enttäuscht sein. Die Fassade ist in den einfachsten Formen gehalten, aber gerade die Einfachheit ist das Imposanteste an dem Neubau. Auch hier muß ich den Vergleich zwischen der Modedame und der Landpomeranze anwenden.

Mit dem Bau wurde vor nahezu eineinhalb Jahren begonnen. In São Paulo, wo große Prachtbauten im Schnellzugstempo aufgeführt werden, mag die Bauzeit reichlich lang erscheinen, indes liegen in Santos bzw. Guarujá die Verhältnisse ganz anders wie in der Hauptstadt. Hier findet man ein ganzes Heer tüchtiger Werkleute. In Santos herrscht an solchen aber empfindlicher Mangel, ein Mangel, der auch durch Zahlung relativ hoher Löhne nur unvollkommen behoben werden kann. Es kommt als erschwerender Umstand hinzu, daß die hauptsächlichsten Materialien, wie u. a. Backsteine und Kalk, vom Hochlande bezogen werden müssen. So hatte der ausführende Architekt, Herr Richard Reimann, von Anfang an mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Er hat mir oft seine Not geklagt. Wenn dennoch die meisten Bauten in der kontraktlich festgesetzten Zeit fertig geworden sind und das Werk den Meister lobt, was ohne Übertreibung gesagt werden kann, so stellt die befriedigende Lösung der großen und auch nach fachmännischem Urteil schweren Aufgabe dem Können und der Tatkraft des Herrn Reimann das glänzendste Zeugnis aus. Die Direktion des Unternehmens ist denn auch des Lobes voll über seine Leistungen. Herrn Reimann würdig an der Seite stand in der Bauperiode der eigentliche spiritus rector des Ganzen, der Direktor des großen Betriebes, Herr Louis Bucher. Dieser liebenswürdige Mann, der mit einem ungewöhnlichen Organisationstalent begabt ist, hat von Kindesbeinen an Stufe um Stufe des komplizierten Hotelierberufs erklettert, in seiner Heimat, der Schweiz, die größten Etablissements geleitet, und sich in nicht weniger als vier Erdteilen umgesehen. Herr Bucher ist infolgedessen vielseitig und polyklot. Er beherrscht sechs Sprachen und antwortet auf eine an ihn in Arabisch gestellte Frage mit derselben Geläufigkeit, wie er einem Brasilianer, Deutschen oder Franzosen in Portugiesisch, Deutsch oder Französisch antwortet. Sprachgewandt ist übrigens auch das ganze, aus 130 Köpfen bestehende Personal, indes führt Französisch, die internationale Hotelsprache, die Herrschaft. Obwohl sich dieses Personal aus den verschiedenartigsten und nicht immer leicht zu behandelnden Elementen zusammensetzt, funktioniert doch der ganze Apparat wie ein Uhrwerk. Wie ein Feldherr hält Herr Bucher seine Leute in der notwendigen strengen Disziplin.

Bei der Bestimmung über die innere Einrichtung und die vielen Details, welche beim Bau und bei den Anschaffungen zu berücksichtigen waren, ist Herr Bucher von der Generaldirektion gehört wor-

den und man ist seinen auf praktische Erfahrung und Sachkenntnis gestützten Anregungen ohne Widerspruch gefolgt. Bereitwillig ging der Generaldirektor, Herr v. Scharner, auf die Anregungen ein, und so ist durch das einheitliche Zusammenwirken des Architekten, des Betriebsdirektors und des Generaldirektors, alle drei Herren sind Schweizer, ein bewundernswertes harmonisches Ganzes entstanden, auf welches Brasilien mit Recht stolz sein kann, und das Mar de la Plata, das von den Argentinern so gerühmte Seebad südlich von der Laplata-Mündung, fraglos in den Schatten stellt. Hätte Guarujá vor Mar de la Plata nichts weiter als seine herrliche Lage, seine natürlichen Reize voraus, so würden diese Vorzüge schon allein genügen, es zum ersten Seebad Südamerikas zu machen.

Bevor ich fortfahre, muß ich einen kleinen Irrtum berichtigen, der mir eingangs unterlaufen ist. Ich sprach von einem Hotel, aber es sind deren zwei: Ein eigentliches Hotel, das Grand Hotel benannt ist, und ein Strandhotel, Hotel de la Plage, mit dem unentbehrlichen Zubehör, Kasino, Tanz- und Konzertsaal usw. Beide Etablissements haben aber gemeinschaftlichen Betrieb.

Das Grand Hotel betritt man durch ein grandioses Vestibul, von wo bequeme Treppen in die beiden oberen Stockwerke führen, in die man auch mittels elektrisch betriebenen Fahrstuhls gelangen kann. Um das Vestibul gruppieren sich die Büros, Zimmer für Einzelpersonen, der große Speisesaal, welcher bequem 300 Personen fassen kann, und Wirtschaftsräume. Bereits fertig sind hundert und einige Fremdenzimmer, welche 230 Personen Unterkunft gewähren. Nach dem völligen Ausbau werden in den beiden Hotels 180 Zimmer für 300 Badegäste zur Verfügung stehen. Die Zimmer sind mit raffiniertem Luxus möbliert und mit allen neuzeitlichen Einrichtungen ausgestattet. Die Familienwohnungen bestehen in der Regel aus einem Entrée, einem Empfangs- und Konversationsalon, Schlafzimmer, Bad- und Klosetttraum und Räumen für die Dienerschaft. Die Betten sind vorzüglich, die Wäsche ist blitzsauber. In jedem Zimmer ist elektrisches Licht, die Wasserleitung spendet kaltes und warmes Naß. Alles ist stilvoll, vornehm gehalten.

Von dem Umfang des Betriebs kann man sich erst einen rechten Begriff machen, wenn man die langen Korridore durchwandert und einen Blick in die Küche wirft, wo neben dem Chef noch 30 Gehilfen hantieren. Hier brauset und brodelt und zischt es ohne Unterbrechung vom Morgen bis zum späten Abend. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Küchenerzeugnisse erstklassig sind. Küche und Keller stehen auf der Höhe der Zeit und des Ranges, den das Etablissement einnimmt.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß für die Bequemlich- und Annehmlichkeit der Gäste in der weitestgehenden Weise gesorgt ist. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß im Hotel auch ein Post- und Fernsprechamt existiert, dem eine reizende Deutschbrasilianerin vorsteht. Von dem Fernsprechamt aus kann man mit allen telephonisch verbundenen Ortschaften des Staates in Verbindung treten.

Elektrische Kraft und elektrisches Licht, letzteres auch zur Beleuchtung der Straßen der Ortschaft, liefert eine eigene Kraftstation, wofür die Firma Bromberg, Hacker u. Cia. die Maschinen geliefert hat, die aus Deutschland und der Schweiz bezogen wurden. Die Anlagen funktionieren tadellos. Die Kraftstation liefert u. a. auch Kraft zum Antrieb der Maschinen der Wäscherei und Plätterei, sowie der Kühleinrichtungen.

Für die Unterhaltung der Gäste ist bestens gesorgt. Bei jeder Mahlzeit gibts Tafelmusik, ausgeführt von einem guten Orchester, das unter Leitung eines deutschen Kapellmeisters steht. Einige Male in der Woche hat man auch den Genuß eines Nachmittagskonzerts. Lektüre ist im Ueberfluß vorhanden. Abends kann der jeulustige Badegast sein Glück im Spielsaal versuchen. Man kann ein noch so grosser Gegner des Spiels sein, aber man kann sich doch einen Badeplatz ohne Jeu nicht gut vorstellen, zumal in Brasilien, wo der Spielteufel den Landkindern so tief im Nacken sitzt. Wer nicht spielen will, braucht ja nicht zu spielen, und die Charakterschwachen, welche dem Spiel verfallen sind, hazardieren doch, auch wenn ihnen kein Spielsaal zur Verfügung steht.

Aus dem Brand, welcher das erste Etablissement fast ganz vernichtete, hat man die gute Lehre gezogen, beim Bau des neuen auch an Feuerlösch-einrichtungen zu denken bezw. die Gebäude möglichst feuersicher zu konstruieren. Eine größere Brandkatastrophe erscheint mir völlig ausgeschlossen.

Wie wiederholt erwähnt, ist Guarujá noch nicht ganz fertig. Nachdem aber alles vollendet ist und Herr Bucher alle seine Pläne durchgeführt hat, von denen er mir einiges verraten, wird Guarujá in Amerika höchstens von Concy Island bei New York übertroffen werden, das man sich zum Vorbild genommen hat.

Guarujá ist für die vornehme Welt von São Paulo ein wirkliches Bedürfnis, ein Attribut des verfeinerten Lebensgenusses geworden, der sich in unserem Staate überraschend schnell Bahn bricht. Der vollgültige Beweis dafür wird durch die Tatsache erbracht, daß das Etablissement, nachdem es kaum erst seine Pforten geöffnet hat, schon vollbesetzt ist, so vollbesetzt, daß Zimmer wochenlang vorher bestellt werden müssen. Der Erfolg der ersten Saison läßt den Schluß zu, daß die folgenden nicht minder erfolgreich sein werden, zumal der unermüdliche und gründlich in seinem Fach versierte Betriebsdirektor, Herr Bucher, alles in seiner Macht liegende tut, die weitestgehenden Wünsche zu befriedigen und sein einfach großartiges Programm bis auf das Tüpfelchen auf dem i durchzuführen.

Für den Naturfreund, wie ich einer bin, ist Guarujá ein wahres Dorado. Genußreiche Bergpartien auf 4 Kilometer langen, vom Badeunternehmen angelegten Promenaden bieten dem Fußgänger Gelegenheit zur Bewegung, zur Bewunderung der prächtigen Natur. Ein von dem Landschaftsgärtner Grütter angelegter Park ladet zum Ruhen, zur Kontemplation ein, selbst ein kleiner Zevo, der Privateigentum des Herrn Bucher ist, sowie ein Naturalienkabinett fehlen nicht.

Und last, not least das unendliche Weltmeer, das ewige Spiel der Wogen, die erfrischende Salzflut wirken auf strapazierte Nerven, auf das durch die Sorgen des Lebens herabgestimmte Gemüt wie ein Jungbrunnen im Märchen. Guarujá selbst ist ein Märchen, oder besser gesagt märchenhafte Wirklichkeit.

Xerxes.

Die Geheimnisse der Zukunft.

Das Bedürfnis, den Schleier der Zukunft zu lüften, hat der Mensch zu allen Zeiten gehabt, trotzdem es doch die beste Gabe der Gottheit war, die ihm das Kommende barmherzig verhüllte. Aber immer und immer wieder, von der Urzeit bis heute, haben sich Weise und Toren bemüht, in das Dunkel der Zu-

kunft einzudringen und zu ergründen, was das eherne Schicksal ihnen bestimmte.

Ist es ihnen jemals gelungen? Wissenschaftliche Autoritäten halten ein zeitliches Fernsehen für unmöglich, obgleich sie zugeben, daß eine Reihe historischer Vorsagen richtig eintrafen. Die Erklärung hierfür wurde von ihnen ausschließlich im Zufälligen gesucht. Bekanntlich muß aber der „Zufall“ überall vorhalten, wo das positive Wissen versagt. Und der Gegenbeweis fehlt. Der Münchener Schriftsteller Dr. Kemmerich erzählt, wie er selbst zu einem Bejager, der prophetischen Gabe gekommen ist. Er hatte sich mit einer literarischen Arbeit über die Lebensdauer und die Todesursachen deutscher Fürstengeschlechter beschäftigt und stieß dabei auf die erstaunliche Tatsache, daß Maximilians I., Rudolfs II. und Karls V. Todestag und Todesursache weit vorher mit verblüffender Genauigkeit vorausgesagt wurden. Jeder Gebildete lacht heute über die Orakelsprüche bei den alten Völkern, und einzelne Voraussetzungen hatte schon Thukydidés in kritischer Weise zu widerlegen gesucht. Trotzdem ist es Tatsache, daß der peloponnesische Krieg mit allen Begleiterscheinungen eintraf, wie das Orakel es verkündete, ebenso ist Cäsar an demselben Tage ermordet worden, wie vorhergesagt wurde.

Von einem merkwürdigen Vorfall wußte Brugsch Pascha zu berichten. Er hatte sich nach Aegypten begeben wollen, hielt sich aber unterwegs noch in Deutschland auf. Hier bekam er ein Telegramm vom Khedive, zurückzukehren und die Reise zu verschieben. Der Khedive hatte ein Unglück vorhergesehen. Tatsächlich explodierte auf dem Schiffe, mit dem Brugsch die Reise unternehmen wollte, eine Höllmaschine, die zwanzig Reisende tötete. Bismarck sah die Schlacht von Königgrätz und deren Ausgang in einem symbolischen Traum.

Ein einfacher sächsischer Landmann, namens Christian Häring, sah am Charfreitag 1756 in einer Vision das Herannahen eines siebenjährigen Krieges. Er begab sich zum König, um ihn zu warnen, wurde aber nur vom Minister Brühl empfangen, der seinen Geisteszustand prüfen ließ. Die Vision wurde dann zu einer historischen Tatsache. In ähnlicher Weise bewährte sich die Prophezeiung des Bauern Johann Adam Müller, der eine Demütigung Frankreichs durch Deutschland verkündete. Den Pariser Bazarbrand hatte Madame Cuidon in Paris prophezeit. Eine Seherin giebt es in Berlin, deren Visionen nach einem Protokoll publiziert wurden. Die Prophezeiungen bewährten sich in den meisten Fällen. So sagte sie im Mai 1898 einen Brand im Newyorker Hafen voraus. Die furchtbare Katastrophe, der zahlreiche Menschenleben und mehrere stolze deutsche Ozeandampfer zum Opfer fielen, spielte sich dann am 30. Juni desselben Jahres im New Yorker Hafen tatsächlich ab. Ebenso wie der vorhergesagte Untergang des Schiffes „Gneisenau“ und die Kohlen-grubenkatastrophe in Brück-Dux.

Als merkwürdigste Erscheinung ist Nostradamus zu bezeichnen, der mittels der Astrologie zukünftige Dinge prophezeit. Seine Visionen hatte er zuerst in Prosa, dann in Versen niedergeschrieben. Die Bücher finden sich in einzelnen großen Bibliotheken vor, und man kann infolgedessen die Prophezeiungen noch jetzt kontrollieren. Bei Nostradamus haben wir mehrfache Fälle einer genauen namentlichen Bezeichnung in seinen Visionen. Er sagte Montemorencys Gefangennahme und Hinrichtung ach zig Jahre vorher voraus, ebenso die große französische Revolution und die Flucht Ludwigs XVI. Er nannte auch die Namen der beiden Verräter des Königs. Ferner sprach er von der Regierugsdauer Napo-

leons, von der Dauer seiner Kriege und prophezeite für 1792 eine neue Zeitrechnung von kurzer Dauer, die ja auch während der Revolution eingeführt wurde.

Was beweisen alle diese Tatsachen? Nichts Anderes, als daß es eine Kraft in manchen Menschen giebt, die Zukünftiges so nahe zu bringen vermag wie das Fernrohr die Himmelskörper. Aber es giebt innerhalb dieser Prophezeiungen viel Unrichtiges, viele, die nicht eintreffen. In solchen Fällen handelt es sich um Irrtümer, um eine nur teilweise Vision oder um eine falsche Auslegung des Geschehens.

Für das Phänomen des Fernsehens haben wir vorläufig keine Erklärung. Diese ist Sache des Experiments. Die Prophetie ist etwas Wunderbares, wie die Elektrizität, von der wir auch nichts Genaues wissen. Merkwürdig ist es, daß alle später eingetroffenen Visionen nur von tragischen Vorfällen erfüllt waren. Die Gabe, vorauszusehen, bedeutet also natürlich kein Glück für die Menschen. Wir müssen dankbar sein, daß unsere Zukunft im Dunkel sich befindet. Anders wäre es, wenn die Prophezeiungen das Kommende zu beeinflussen und zu verhüten vermöchten. Aber, daß es ein Sehertum gibt, können wir mit Bestimmtheit nicht mehr leugnen.

Vermischte Nachrichten.

Die Budapester Hofküche. Von der Budapester Hofküche plaudert ein Feuilletonist des „N. P. Journals“ allerlei Amüsantes. Die Hofküche in Budapest besteht aus dreißig luftigen Räumen, die in verschiedene Abteilungen geteilt sind. Die sogenannte „große Hofküche“, die größte unter diesen Räumlichkeiten, gelangt nur selten zur Verwendung, nämlich wenn Hofdinners oder Hofbälle stattfinden, bei welchen Anlässen die Zahl der geladenen Gäste oft mehrere Hundert beträgt; in dieser Küche, welche die Größe eines Kaffeehauses besitzt, kann auf einmal für nicht weniger als 1200 Personen gekocht werden. In der Mitte erhebt sich ein reichverzierter, mit Majolika ausgelegter Herd von zehn Metern Länge, der auf jeder Seite sechs Bratröhren besitzt; in den übrigen angrenzenden Küchenräumen, die sich auf das ganze Souterrain erstrecken, erblickt der Besucher all jene Utensilien, die den unerläßlichen Bestandteil einer in jeder Beziehung modernen und allen Anforderungen entsprechenden Kücheneinrichtung bilden. In der „kleinen Hofküche“, die bei Familiendinners und ähnlichen Anlässen benutzt wird, werden die für den Kaiser bestimmten Mahlzeiten hergestellt, wobei bemerkt werden muß, daß die Zubereitung dieser Speisen unter der persönlichen Leitung des Chefkochs erfolgt, der für die tadellose Zubereitung und die Qualität dieser Speisen verantwortlich ist. Es ist allgemein bekannt, daß der greise Monarch einfache, aber kräftige Speisen den Erzeugnissen der raffinierten französischen Küche bevorzugt. Die erste Mahlzeit, die der Kaiser um 5 Uhr früh zu sich nimmt — er ist bekanntlich ein Frühaufsteher —, besteht aus einer Schale nicht zu braunen Kaffees und einigen Stückchen frischer, knusperiger Bäckerei. Der Chefkoch und die an der Zubereitung dieser Mahlzeit beschäftigten Küche müssen demnach schon um 4 Uhr früh in der Küche weilen, um das Frühstück rechtzeitig fertigstellen zu können. Die zweite Mahlzeit, das Dejeuner nimmt der Monarch um 12 Uhr ein; es besteht in der Regel aus einer kräftigen, aus Hühner- und Kalbfleisch zubereiteten Suppe und zwei oder drei leicht verdaulichen Fleischspeisen: in den letz-

ten Jahren bekundet der Kaiser eine Vorliebe für bayrisches Bier, von dem er zum Dejeuner ein oder zwei Glas zu sich zu nehmen pflegt. Um 5 Uhr Nachmittags nimmt der Monarch das Souper ein, das wohl aus mehreren Gängen besteht, doch befleißigt sich der Herrscher gerade bei dieser Mahlzeit der größten Mäßigkeit. Ein Glas saurer Milch, das der Kaiser kurz vor dem Schlafengehen, also um 9 Uhr Abends trinkt, beschließt die Tagesmahlzeit, deren Zubereitung seinem Koch nicht viel Kopfschmerzen bereitet, denn wie man sieht, ist der Monarch in dieser Beziehung nicht sonderlich anspruchsvoll. Daß der Leibarzt des Kaisers, Hofrat Dr. Kerzl, genau dieselben Speisen isst wie der Monarch, dürfte wenig bekannt sein. Die größte Sorgfalt wird selbstverständlich beim Servieren der für den Kaiser bestimmten Speisen verwendet, das unter der Aufsicht zweier Leibkammerdiener geschieht. Die Speisen werden in eigens hierzu angefertigte Blechgefäße gestellt und von den Lakaien in den sogenannten Anrichterraum gebracht, wo sie der Reihe nach zum Servieren zurechtgelegt werden. Eine Schenswürdigkeit in ihrer Art ist die Zuckerbäckerküche, in der die berühmten „Hofzuckerl“ hergestellt werden, die jedem wohlbekannt sind, der einmal eine Einladung zu Hofe erhetlen hat. Als angenehme Ueberraschung findet jeder, den der Kaiser bei sich zu Gaste sieht, in seinem Ueberrock ein Paket dieser Bonbons, die, wie Feinschmecker behaupten, ganz ausgezeichnet munden sollen. Der Zucker und die sonstigen süßen Bestandteile, die man zur Herstellung dieser Bonbons verwendet, werden auf Marmortischen nach allen Regeln der edlen Kochkunst verarbeitet und dann entsprechend adjustiert. Die Nukkerbäckerküchen, sowohl die große als auch die kleine, sind auf Motorbetrieb eingerichtet. In allen Küchenräumen, deren Wände mit Majolika bedeckt sind, herrscht die peinlichste Sauberkeit, für die ein Heer von Bediensteten zu sorgen hat. Daß zum Kochen verwendete Geschirr ist durchweg aus fer angefertigt und präsentiert sich dem Auge sehr gefällig. Verläßt der Besucher diese in ihrer Art luxuriös eingerichteten Räume, dann hat er nur den Wunsch, einmal in die angenehme Lage zu kommen, eine bescheidene Kostprobe der kulinarischen Erzeugnisse der Hofküche vornehmen zu können.

Münzreform. Wie verlautet, will die Bundesregierung in nächster Zeit der im Programm des Marschalls Hermes versprochenen Münz- und Währungsreform näher treten. Der imaginäre Real, den man in Rio nur in der Vereinigung zu zwanzig, anderwärts aber gar nur in der Vereinigung zu hundert zu sehen bekommen kann, hier schon in Kupfer, dort nur in Nickel, soll aus unserem Münzwesen verschwinden. Ebenso soll die fiktive Goldmünze im Wert von 27 Pence abgeschafft werden. An ihre Stelle soll eine den tatsächlichen Verhältnissen entsprechende neue Goldeinheit im Werte von 16 Pence treten. Damit würde dann auch der Zwangskurs unseres nichtkonvertierbaren Papiergeldes hinfällig. Alles Ziele aufs innigste zu wünschen und von den Volkswirten seit langem erstrebt. Wir haben nur ein kleines Bedenken: wird uns nicht bei der seit langem beliebten Prasser- und Defizitwirtschaft der Atem ausgehen, ehe wir das Ziel erreicht haben?

Appenzeller Witz. Als ein langweiliger Wirtshaushocker, ein sogenannter „Morsehtgascht“ nachts 12 Uhr immer noch keine Anstalten machte zu gehen, sagte der unwillig gewordene Wirt zu seiner Frau: „Chomm Baabe, wer wend i's Bett; de Gascht will hää!“